

Asyl: Toni Brunners gefährlicher Aufruf

Nummer 28 – 9. Juli 2015 – 83. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Mein Schuh

Eine Reise ins Wesen der Frau.

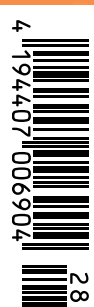
Von Lisa Feldmann

«Unerträgliche Heuchelei»

Fifa-Präsident Sepp Blatter über seine Kritiker. *Von Roger Köppel*

Bilaterale: Mehr Schein als Sein

Blick hinter die Fassaden. *Von Beat Gygi*



Intern

Es ist eine der grossen metaphysischen Fragen des Lebens, besonders akut auch in heissen Sommertagen: Das Verhältnis der Frau zu ihren Schuhen bleibt für Nichtfrauen rätselhaft, aber interessant, weil es Aufschlüsse über das weibliche Wesen erlaubt. Wir haben uns für die Titelgeschichte speziell beraten lassen von der Schweizer Unternehmerin und Modekönigin Trudie Götz, die mit ihrer berühmten Ladenkette Trois Pommès seit Jahren das Eichmass des guten Geschmacks und der Eleganz im anspruchsvollen Bereich verkörpert. Auf die Frage,



Schweizer Modekönigin: Trudie Goetz.

welcher Schuh für sie Stil, Klasse und Substanz in sich vereine, wies sie – auf Geschäftsreise in Mailand – uns auf das vorne abgebildete Modell hin: «Valentina» aus der Sophia-Webster-Kollektion (Trois Pommès, Bahnhofstrasse, Zürich). Schuhe erden die Frauen in der Welt, aber das ist nur ein Teil der Wahrheit. Die frühere *Annabelle*- und künftige *L'Officiel*-Deutschland-Chefredaktorin Lisa Feldmann ergründet die faszinierende Bedeutung des Schuhs. Weitere Beiträge zirkeln das Thema kulturell ab. **Seite 14–21**

Eigentlich hätte man ihn längst zum Schweizer des Jahres machen sollen. Nicht, dass diese Auszeichnung das Mass aller Dinge bedeutet, aber einer hätte die Anerkennung ganz sicher verdient: Fifa-Präsident Sepp Blatter, 79, führt seit Jahren mit Erfolg eine der grössten und interessantesten Organisationen der Welt. Der internationale Fussballverband ist unter seiner Leitung von einem faktisch bankrotten Problemhaufen zu einem milliardenschweren Wohltätigkeitsverein mit globaler Wirkung geworden. Es wäre

ein Thema für sich, zu ergründen, warum die Leistungen des Wallisers in den Medien mit recht aggressiver Verbissenheit kleingeredet werden und immer wieder in ein schiefes Licht geraten. Zuletzt wurde Blatter gar zur Zielscheibe schwerster Unterstellungen und Vorverurteilungen – allerdings bis jetzt auf der blossen Grundlage von beweisfreien Behauptungen. In diesem Heft gibt er nach längerem öffentlichem Schweigen sein erstes wirklich ausgedehntes Interview. Blatter spricht über den letzten Kongress und seine Wiederwahl mit angekündigtem Rücktritt. Vor allem aber nimmt er zu Vorwürfen Stellung und zur Frage nach der Korruption im Weltfussball. Der Langzeitpräsident über sieben-zehn Amtsjahre, immer wieder abgeschrieben, gibt sich kämpferisch, aber auch selbstkritisch. Bei seinen Kritikern ortet er «unerträgliche Heuchelei». Für den Rest seiner Amtszeit wolle er seine Autorität dafür benützen, seine Reformen in der Fifa durchzusetzen. **Seite 52**

Der Berliner Wirtschaftsanwalt Horst Mahler sorgte im letzten Jahrhundert als Terroristenverteidiger, Mitgründer und Chefideologe der Rote-Armee-Fraktion und Bankräuber für Schlagzeilen. Im Gefängnis wandte er sich 1975 vom Terrorismus ab und wurde vom linken politischen Establishment mit offenen Armen aufgenommen. Doch dann wandte sich Mahler der rechtsextremen Szene zu und wurde schliesslich zum Holocaust-Leugner. Seit über sechs Jahren sitzt der mittlerweile 79-Jährige wegen «Volksverhetzung» im Gefängnis, ohne Aussicht auf Begnadigung. Wie lässt sich der Wandel dieses Mannes erklären, der von Gegnern als blitzgescheit und hochgebildet beschrieben wird? Aufgrund von Gerichtsakten und Gesprächen mit Mahlers engsten Angehörigen ging Kollege Alex Baur diesen Fragen nach. **Seite 44**

Ihre Weltwoche



www.stellen-anzeiger.ch



STELLEN-ANZEIGER
Das Schweizer-Jobportal

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Florian Schwab, Mark van Huisseling

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*), Simon Keller, Fabian Gimmi (Assistent)
Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Nadia Ghidoli, Rita Kempster, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Gregor Szyndler, Dieter Zwicky
Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Fabian Keller, Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: Aextra
Tarife und Buchungen: info@aextra.ch
Druck: Ziegler Druck, Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Sozial ist, wer begrenzt

Asylpolitik braucht Herz, aber auch Verstand.

Von Roger Köppel

Seit Juni überqueren täglich mehr als tausend illegale Migranten die Grenze in Richtung Mazedonien. Die angeblichen Flüchtlinge kommen aus dem sicheren Drittstaat Türkei und haben keinen Asylanspruch in Europa. Die Migrationsströme übers Mittelmeer haben sich im Monat Juni gegenüber dem Vorjahr fast verdoppelt, gleichzeitig steigt der Verkehr an Europas Ostgrenze.

Die Uno-Statistiken für «Flüchtlinge» in Griechenland halten mit Blick auf das Jahr 2014 fest: 83 Prozent der Migranten sind männlich, 71 Prozent sind zwischen 18 und 35 Jahre alt. 90 Prozent wollen nicht in Griechenland bleiben, sondern in Deutschland, Schweden oder in der Schweiz arbeiten. Die Hälfte will später die eigene Familie nachziehen.

Das demografische Profil der Migranten macht deutlich, was längst bekannt ist, aber die Behörden nicht zur Kenntnis nehmen: Es sind nicht wegen ihrer Hautfarbe, ihrer Religion oder ihrer politischen Einstellung an Leib und Leben bedrohte Familien, sondern junge männliche Wirtschaftsnomaden, die auf der Asylschiene nach Europa drängen.

Wer das Asylrecht ernst nimmt, muss dessen Missbrauch bekämpfen. Wer die heutigen Asylgesetze falsch findet, soll sich für deren Verbesserung einsetzen. Solange aber diese Asylgesetze in Kraft sind, müssen wir uns daran halten wie an Geschwindigkeitsvorschriften auf den Strassen oder an Steuergesetze, deren Verletzung mitleidlos verfolgt wird.

In Europa ist eine Verwahrlosung des Flüchtlingswesens im Gang. Die Behörden weigern sich, das Asylrecht konkret anzuwenden. Man dehnt den Flüchtlingsbegriff durch Aufnahmequoten schleichend und widerrechtlich auf die meisten Migrationswilligen aus. In der Schweiz hat ein Exponent der Flüchtlingshilfe kürzlich im *Tages-Anzeiger* gesagt, man müsse allen helfen, die wirtschaftlich in Not seien. Eine Beschränkung des Asyls auf politisch Verfolgte nach Genfer Konvention sei «absurd».

Exakt diese Haltung ist verantwortlich dafür, dass immer mehr illegale Migranten in Richtung Norden drängen. Die gesetzeswidrige Einladung steigert die Nachfrage.

Europa kann nicht ganz Afrika aufnehmen. Die Schweiz ist weder bereit noch in der Lage, die sozialen Kosten der ungewollten Migration zu tragen. Die praktischen Folgen aber sind nicht einmal das Entscheidende. Es ist



«Junge männliche Wirtschaftsnomaden.»

grundsätzlich falsch, wenn Behörden den grossräumigen Bruch der Asylgesetze dulden. Ein Staat, der seine eigene Rechtsordnung nicht mehr ernst nimmt, schafft sich ab.

Wer die heutige Asylpraxis falsch findet, soll «Flüchtlinge» bei sich zu Hause aufnehmen oder die Gesetze ändern. Eine Fremdenliebe, die sich auf Kosten Dritter auslebt, wurzelt oder mündet oft in Nächstenhass. Wer das Signal aussendet, alle Wirtschaftsmigranten dieser Welt seien willkommen, macht sich zum Helfer der illegalen Schlepperindustrie und damit mitschuldig an den Toten, die im Mittelmeer ertrunken sind.



Asyl heisst Schutz für konkret Verfolgte. Asyl ist kein Menschenrecht auf freie Niederlassung. Die Schweiz beteiligt sich schon heute über die Uno und über das Rote Kreuz massiv an der internationalen humanitären Hilfe. Die Schweiz zahlt Milliarden an Entwicklungsgeldern, ohne allerdings den Exodus der Afrikaner aufzuhalten. Sie könnte noch mehr tun und gezielter wirken, um in den Krisenregionen Lager und Infrastrukturen aufzubauen, in denen die wirklich Verfolgten Zuflucht finden. Aber wahr ist auch: Wir sind nicht zuständig für alles Elend auf der Welt.

Natürlich kann die Schweiz Asylsuchende bei sich aufnehmen: Je fremder die Kultur, desto vorläufiger und vorübergehender aber muss die Aufnahme sein. Es ist kein Verbrechen, wenn eine Gesellschaft das Bleiberecht von Fremden an die Gebote der Nützlichkeit und des eigenen Interesses knüpft. Dass die Schweiz zum Beispiel vielen verfolgten Katholiken und Hugenotten für immer eine Heimat bot, hatte immer auch damit zu tun, dass es eben Kulturen gibt, die mehr leisten und sich besser einfügen als andere.

Man kann bestimmten Personengruppen auch Schutz geben, um sie nach Ende der Bedrohung wieder nach Hause gehen zu lassen, wo sie beim Wiederaufbau helfen. Im letzten Weltkrieg gewährte die Schweiz polnischen Soldaten Asyl auf Zeit. Einst wurden französische Armeen für eine begrenzte Periode aufgenommen. Es gibt die erprobten Instrumente, aber die Behörden weigern sich, sie anzuwenden.

Eine zeitgemässe Asylpraxis hilft dort, wo die Hilfe wirklich gebraucht wird. Gleichzeitig sorgt sie dafür, dass der Missbrauch des Asyls gestoppt wird. Die Australier haben ihre Grenzen gegen Illegale abgeriegelt. Sie formulieren damit die Botschaft, dass Rechtsbrüche und der Missbrauch von Asyl nicht geduldet werden. Vor Australien gibt es keine Tragödien wie vor Lampedusa. Wer seine Rechtsordnung durchsetzt und die Grenzen gegen illegale Übertritte durch Abschreckung sichert, rettet Menschenleben.

Verdrehte Welt. Wer sich für die Anwendung des geltenden Asylrechts engagiert, muss sich heute als Brandstifter und als Unmensch beschimpfen lassen. Wer den Rechtsstaat ernst nimmt, sieht sich angeprangert. Die Lufthoheit in den offiziellen Debatten und die falsche Ausrichtung in der Politik verteidigen mit aggressiver Selbstgerechtigkeit die Linken, die Weltfremden und die auf Kosten der Steuerzahler angeblich Moralischen. Das ist gefährlich, weil die Verdrängung der Missstände gerade jenen Fremdenhass hervorruft, über den sich die Moralisten so erhaben fühlen.

Asylpolitik braucht Herz, aber eben auch Verstand. Es kann keine ehrliche Solidarität mit allen geben. Sozial ist, wer begrenzt.



«Körperarbeit»: Musikerin Nubya. Seite 66



Zweite Priorität: Schweizer Armee. Seite 34



Sommaruga und die Eritreer: Seite 36



Mythen und Fakten: Morgarten. Seite 38

Kommentare & Analysen

- [5 Editorial](#)
- [9 Kommentar Schon zu weit gegangen](#)
- [9 Im Auge Jody Scheckter, Ex-Formel-1-Weltmeister](#)
- [10 EU Nachhilfestunde](#)
- [10 SRG Öffentlich-rechtliche Sendepause](#)
- [11 Wetter Hitzewallungen](#)
- [11 Asylchaos SVP in der Falle](#)
- [12 Personenkontrolle Burkhalter, Lang, Wermuth, Meister etc.](#)
- [13 Nachruf 1 Chris Squire \(1948–2015\)](#)
- [13 Nachruf 2 Jerry Weintraub \(1937–2015\)](#)
- [14 Mein Schuh](#)
 - [Einblicke in die geheimnisvolle Leidenschaft der Frauen](#)
- [16 Kulturgeschichte «Ruckedigu, Blut ist im Schuh»](#)
- [18 Stil Ballerinas, Pumps und Birkenstöcke](#)
- [19 Konsum Die Schweizer und ihre Schuhe](#)
- [20 Standpunkt «Sehr erotisch»](#)
- [21 Kultobjekte «Imelda Marcos war bescheiden»](#)
- [22 Die Deutschen Merkels EU](#)
- [22 Wirtschaft Auf zum letzten Gefecht!](#)
- [23 Ausland Verschleisserscheinungen](#)
- [24 Mörgeli Zahlen und Maul halten](#)
- [24 Bodenmann «Oxigen» für fast alle](#)
- [25 Medien Das «Föjetong»](#)
- [25 Gesellschaft Zahlen, bitte!](#)
- [26 Darf man das? / Leserbrief](#)

Hintergrund

- [28 Retter ohne Not](#)
 - [Die Wirtschaft will die Bilateralen um jeden Preis bewahren](#)
- [30 Freihandel «Zu stark auf die EU konzentriert»](#)
- [32 Rechtsstaat am Ende](#)
 - [Flüchtlingshelfer unterstützen abgewiesene Asylbewerber](#)
- [34 Vom Freisinn im Stich gelassen](#)
 - [Kein Geld für die Armee – trotz verschärfter Sicherheitslage](#)
- [36 Kopf in den Sand](#)
 - [Die Schweiz hält einen Bericht über Eritrea unter Verschluss](#)
- [37 Migration Die Märchen der Eritreer](#)
- [38 Tellsgeschichte ohne Tell](#)
 - [«Morgarten lebt»: Entgegnung von Thomas Maissen](#)
- [40 Wenn die Bank dein Geld behält](#)
 - [Schweizer Banken verweigern die Auszahlung in bar](#)
- [42 Neandertaler des Geistes](#)
 - [Was taugen die neuen Technologien des E-Learnings?](#)
- [44 «Behandlungsstand unverändert»](#)
 - [Der unverzeihliche Gesinnungswandel des Horst Mahler](#)
- [47 Islamismus Der «gerechte» Terrorist aus Biel](#)
- [48 Das Tischtuch ist zerschnitten](#)
 - [Reportage aus dem Donbass in der Ostukraine](#)
- [51 Brief aus Berlin Geld ohne Gegenleistung](#)



«Ich bin ein zu vertrauensvoller Mensch»: Fifa-Chef Blatter. Seite 52

Interview

52 «Es brach eine Welt zusammen»

Fifa-Präsident Sepp Blatter, 79, hat die schwierigste Zeit seiner Laufbahn hinter sich. Wie erlebte er die internationalen Turbulenzen um den Weltfussballverband?

Stil & Kultur

56 Stil & Kultur Unter der Höhensonne

58 Höllenritt ins Schlachthaus

Fünf Thriller-Empfehlungen von Wolfram Knorr

60 Top 10

60 Kino «Terminator 5: Genisys»

61 Jazz Franco Ambrosetti

62 Namen Gemietete Prinzessin

63 Hochzeit Conny Schlatter und Patric Burri

63 Thiel OcCC

64 Wein Terrazze dell'Etna: Ciuri Vino Bianco 2013

64 Zu Tisch Pop-up-Restaurant Feldhof, Pfaffhausen

65 Auto BMW M6 Coupé

66 MvH trifft Nubya, Musikerin

Autoren in dieser Ausgabe

Thomas Maissen



Der namhafte Historiker hat mit seinem Buch «Schweizer Helden-geschichten – und was dahintersteckt» die Debatte um die Gründungsmythen des Landes entscheidend mitgeprägt. Er nimmt Stellung zum *Weltwoche*-Artikel «Morgarten lebt» in der vorletzten Ausgabe. Seite 38

Lisa Santandrea



Die amerikanische Modejournalistin hat «Costume Studies» an der New York University studiert und doziert Modegeschichte an der Parsons School of Design in New York. In ihrer Typologie zeigt sie auf, was Frauenschuhe über das Wesen ihrer Trägerin aussagen. Seite 18

Das Weltwoche-«Taschenheft».

Mit den Weltwoche-Apps für das iPhone oder das Android-Smartphone haben Sie auch unterwegs die Weltwoche immer dabei.



DIE WELTWOCH

Schon zu weit gegangen

Von Beat Gygi — Wie es mit Griechenland auch endet – EU-Autoritäten und Währungsfonds haben zu viel Nachsicht mit Schulden gezeigt.



«Geld wie Heu»: Ökonom Sinn.

Griechenland befindet sich weiterhin am Abgrund, wird dort von EU-Führung, Europäischer Zentralbank und Währungsfonds gehalten. Die Helfer schauen, dass das Land nach der offiziellen Feststellung der Insolvenz durch den Rettungsschirm EFSF nicht finanziell abstürzt und auch sonst nicht zu grosse Erschütterungen hervorruft. Schon nur der Anschein von Stabilität ist den Beteiligten willkommen. Und sollte das Land doch noch zu einer eigenen Währung übergehen und einen entsprechenden Übergangsschock in Bankensystem und Wirtschaft erleben, wäre ihm die Unterstützung durch die europäischen Autoritäten, die Notenbank und den Währungsfonds ebenfalls sicher. Keiner dieser Begleiter hat ein Interesse daran, dass es einen Zusammenbruch mit viel Schaden, Lärm und Staub gibt.

Die Probleme von Italien

Besonders heikel sind die anstehenden Entscheidungen mit Blick auf die Verschuldung Griechenlands. Die Autoritäten, die früher die Troika bildeten, müssen zusammen mit Griechenland irgendwie zu einer Kombination von Hilfsleistungen, Reformversprechen und Schuldenerlass gelangen, die für Schuldner und Gläubiger tragbar ist. Was für den Schuldner tragbar ist, lässt sich mehr

oder weniger ausrechnen, wenn nicht zu viele Tricks das Spiel stören. Griechenland hat eine Staatsverschuldung von über 170 Prozent des Bruttoinlandprodukts und kann sich künftig kaum regen, wenn es dabei bleibt. Was für die Gläubiger und Betreuer tragbar ist, ist schwieriger zu ermitteln. Auf den ersten Blick erscheint das, was auf Geldgeberseite bei einem Schuldenerlass zu verdauen ist, als nicht so gewaltig.

Vorläufig hüten sich die Gläubiger davor, das angeschlagene Land bereits zu grosszügig zu behandeln. Vor allem in Deutschland warnt man vor zu viel Nachsicht. Der Münchner Ökonometrieprofessor Hans-Werner Sinn weist darauf hin, dass die Griechen in ihrer Gesamtheit «Geld wie Heu» hätten, viel mehr, als es der Landesgrösse angemessen sei. An der griechischen Regierung liege es, diese Mittel zu einem guten Teil ins Land zurückzuholen und eine produktive Verwendung des Geldes zu fördern.

Auf den zweiten Blick dürfte aber die Schuldenfrage viel unangenehmer und komplizierter werden, als es vielen scheinen mag. Neben Griechenland hat in der Euro-Zone Italien mit gut 130 Prozent des Bruttoinlandprodukts ebenfalls eine Schuldenquote in der Staatsbilanz, die vom Währungsfonds als zu schwer eingestuft wird. Klar, die Probleme von Italien

Die Gläubiger hüten sich davor, das angeschlagene Land zu grosszügig zu behandeln.

haben nicht das Ausmass wie bei Griechenland, aber die italienische Regierung und Verwaltung kümmern sich ebenfalls kaum um Reformen des Sozialsystems, mehr Disziplin in der Verwaltung oder bessere Rahmenbedingungen für die Wirtschaft.

Die EU-Führung, die Europäische Zentralbank und der Währungsfonds sind bereits zu weit gegangen. Sie haben Griechenland so lange an der Hand in den Schuldensumpf begleitet, dass andere Länder im Fall des Falles Ähnliches erwarten. In der EU gibt es so viele Länder mit einer Schuldenkarriere, dass die Autoritäten nun alles tun, um Gedanken an Schuldenprobleme ja nicht aufkommen zu lassen. Ihre Beruhigungspolitik dürfte darauf hinauslaufen, den besonders Schuldengeplagten etwas zustecken und daneben mit Gratisgeld zu verhindern, dass die Zinsen zu einer Belastung werden können.

Der Traktorfahrer



Jody Scheckter, Ex-Formel-1-Weltmeister.

Die Verführung auf dem Teller in diesen vorgezogenen Hundstagen: Ein kühler Salat aus Tomaten, Wassermelone, einigen Blättchen Basilikum und, die Krönung, Mozzarella di Bufala aus, nein, nicht aus dem Hinterland von Neapel, sondern aus der grünen Grafschaft Hampshire im Süden Englands. Genauer von der Laverstoke Park Farm. Dort posiert der Gutsherr Jody Scheckter, 65, gelegentlich mit einem Pokal, etwa dem World Cheese Award für ebendiesen Mozzarella, mit routinierter Lässigkeit im Gras liegend, schliesslich ist er Formel-1-Weltmeister gewesen (1979, auf Ferrari), der wildeste Haudegen im Grand-Prix-Zirkus, der in Silverstone nach der Startrunde den grössten Massencrash mit neun Wracks verursachte. Später baute er in Atlanta eine Fabrik für Laserpistolen und Waffensimulatoren für das Scharfschützentraining bei Armee, Polizei und Sicherheitsdiensten in 35 Ländern auf. Der Sohn eines südafrikanischen Autohändlers ist ein geborener Techniker und Tüftler. Nachdem er sein US-Unternehmen für hundert Millionen Dollar verkauft hatte, zogen sich er und seine englische Frau Clare aufs Land zurück, als Bauern und Selbstversorger, wie sie dachten. Aber die Leidenschaft für das Bodenständige und die reine Natur war auch wieder ein neuer Anfang. Allerdings mit gewissen Menü-Problemen. Wenn er ein Rind schlachtete, kam für die Familie mit sechs Kindern wochenlang nur Rindfleisch auf den Tisch. Scheckter begann, seine biodynamischen Produkte an die Leute im Dorf zu verkaufen, *from field to fork*, vom Feld auf die Gabel. Mittlerweile hat er 130 000 Bäume und zwölf Kilometer Hecken gepflanzt, auf seinen tausend Hektar Land weiden glückliche Büffel-, Schaf- und Kuhherden, Schweine und Hühner leben im Freien. Er braut eigenes Ale und pflegt den grössten Bio-Weinberg Englands. Sein Labor kontrolliert laufend Bodenbeschaffenheit, Fleisch und Gemüse. Die Farm beschäftigt mehr als hundert Angestellte, der Verkaufsladen beliefert übers Internet eine urbane Kundschaft in London. Jody Scheckter dreht seine Runden mit dem Traktor und freut sich auf sein Lieblingsessen, natürlich Mozzarella. Peter Hartmann

Nachhilfestunde

Von Wolfgang Koydl — Die Griechen erinnern die EU daran, wie undemokratisch sie ist.

Die erste Presseerklärung der EU-Kommission nach dem griechischen Referendum fiel aus zwei Gründen aus dem Rahmen: Zum Ersten, weil sie ausser im üblichen Englisch und Französisch auch auf Griechisch abgefasst war. Zum Zweiten, weil sie diesen bemerkenswerten Satz enthielt: «EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker berät sich mit den demokratisch gewählten Führern der anderen achtzehn Mitglieder der Euro-Zone.»

Mit anderen Worten: Die höchste Behörde des historischen Friedens-Wohlstands-Freiheits-Demokratie-Projektes Europäische Union fühlte sich bemüsst, daran zu erinnern, dass die Präsidenten, Premiers und Kanzler westeuropäischer Staaten – Tusch und Trommelwirbel! – demokratisch gewählt worden seien. Chapeau, wer hätte das gedacht.

Sehr selbstbewusst tönte das nicht, eher nach ziemlich vielen Selbstzweifeln. Diese hatten die Griechen gesät. Ihre Volksabstimmung, so prahlten sie in einer Nachhilfestunde in Altgriechisch, sei die einzig wahre, echte Demokratie, weil hier der *demos* – das Volk – wirklich einmal herrschen (*kratein*) durfte. Kurz gesagt: «Unsere Demokratie ist besser als eure.»

Nun war das griechische Referendum weniger eine Übung in Basisdemokratie als in Zynismus. Mit der gnädig gewährten und kurzfristig anberaumten Abstimmung wollte sich die Regierung Tsipras vor ihrer Verantwortung drücken und hinter ihren Wählern verstecken. Doch solche Überlegungen entwerfen nicht grundsätzlich das demokratische Instrument des Referendums.

Tatsächlich haben die Griechen in eine wunde Stelle gestochen, was Europas Eliten schmerzte und zusammenzucken liess. Denn immer mehr EU-Bürger fragen nach der demokratischen Legitimität ihrer Politiker und Institutionen: Die Euro-Zone? In keinem EU-Vertrag vorgesehen, geschweige denn kodifiziert oder kontrolliert. Die Europäische Zentralbank? Niemandem rechenschaftspflichtig. Der EU-Rat der 28 Mitgliedsstaaten? Reduziert sich auf Angela Merkel und François Hollande, wobei das französische Feigenblatt kaum mehr den nackten deutschen Machtanspruch zu verhüllen mag. EU-Chef Juncker? Von keinem einzigen EU-Bürger gewählt, noch nicht einmal daheim in Luxemburg.

Das ist die Realität. Die dünne Tünche demokratischer Lippenbekenntnisse kann sie immer weniger verdecken.

Öffentlich-rechtliche Sendepause

Von Alex Reichmuth — Am Leutschenbach herrscht Ferienstimmung. Die Programme werden heruntergefahren, die Journalisten verabschieden sich in den Urlaub. Fällt die Schweiz nun auseinander?

Wir alle haben Roger de Weck noch vor Augen und in den Ohren, wie er löwenförmig für ein Ja zum neuen Radio- und Fernsehgesetz kämpfte. Ohne Gebührenfinanzierung gäbe es «kein gutes Schweizer Radio und Fernsehen in vier Landessprachen», mahnte der SRG-Generaldirektor. Selbst auf dem grossen Markt Deutschland «bringen die kommerziellen Sender nur kümmerliche oder gar keine Informationssendungen». Ohne SRG, suggerierten auch andere Verteidiger des Service public, versinke die Schweiz in seichten Shows à la RTL, gehe die politische Bildung im Land verloren und brächen am Ende gar die Sprachregionen wegen des fehlenden Zusammenhalts auseinander. Die Beschwörungen verfangen, zumindest hauchdünn. Am 14. Juni segnete das Volk das neue Gebührensystem mit 50,1 Prozent Ja-Stimmen ab.

Freizeit statt Debatten

Kaum aber ist der Zittersieg eingefahren, gehen am Leutschenbach die Läden runter. Nicht etwa, weil die Chefs nun doch den Rotstift angesetzt hätten, sondern weil der Sommer Einzug gehalten hat. Wie jedes Jahr bekamen die Zuschauer pünktlich zum Beginn der Schulferien gesagt: «Auf Wiedersehen bis Ende August!» Während vieler Wochen folgt nun «ein auf die Ferienzeit ausgerichtetes Programm», wie es

Stefan Wyss ausdrückt, Mediensprecher des Schweizer Radio und Fernsehens (SRF).

Im Sommer gibt es also keine Kranken, die sich mit «Puls» über neueste Behandlungsmethoden informieren wollen. Es sind keine Rassisten unterwegs, die Roger Schawinski in seiner Talkshow entlarven muss. Im Juli und August verschwinden die Betrüger in der Konsumwelt, die der «Kassensturz» gewöhnlich jagt. Es gibt keine drückenden Missstände, die in der «Rundschau» zur Sprache kommen sollten – ja, überhaupt keine politischen Debatten, die Gegenstand der «Arena» sein könnten. Anscheinend kommt auch aus der Wirtschaft und der Wissenschaft während Monaten nichts Berichtenswertes, womit «Eco» und «Einstein» hinfällig sind. Stattdessen serviert man den Zuschauern allerlei Filme, Reality-Soaps wie «Jobtausch» oder Tränendrüsenpektakel wie «Danke Happy Day» mit Moderator Röbi Koller. Vieles davon – welcher ekliger Gedanke – erinnert an den vielgeschmähten Privatsender RTL.

Wie war das mit den unentbehrlichen Diensten des Staatsfernsehens? «SRF stellt den Informationsservice keineswegs ein», betont Wyss, und er verweist darauf, dass mit «mehreren Ausgaben der «Tagesschau» sowie «10 vor 10», «Schweiz aktuell» und «Glanz & Gloria» «die tagesaktuelle Information stets gewährleistet ist». Der Mediensprecher stellt auch klar, dass die pausierenden Redaktionen «nicht während der ganzen Zeit unbesetzt» seien, da die ersten Sendungen nach der Sommerpause ja auch vorbereitet werden müssten. Ach so.

Zu heiss für Anstrengungen

Das Sommerloch gehört zur Erfahrung jedes Journalisten. Im Juli und im August ruht der politische Betrieb weitgehend, und auch News aus Wirtschaft, Kultur und Gesellschaft sind Mangelware. Es braucht darum einen besonderen Effort der Redaktionen, um Zeitungsspalten und Sendeminuten zu füllen – mit Geschichten, die das Publikum fesseln, wohlverstanden. In den Sommermonaten müssen Journalisten also besonders Gas geben. Ansonsten würden die Leser, Zuhörer und Zuschauer umschalten und umsatteln – zu einem Blatt oder einem Sender, wo sich trotz Sommerflaute Interessantes findet.

Beim gebührenfinanzierten SRF scheinen diese Anstrengungen zu viel zu sein. Dort streckt man Anfang Juli lieber die Waffen. Es folgen dann verbreitet Ferien. «Vacances publiques» statt «Service public».



«Auf Wiedersehen bis Ende August!»: Koller (r.).

Hitzewallungen

Von Markus Schär — Die Klimaforscher wollen den Schweizern den schönen Sommer vermiesen. Ihre Warnungen vor häufigeren Hitzewellen beruhen auf Computermodellen, die nicht stimmen.

Die technischen Daten vorweg: Ich schreibe diesen Kommentar im Berner Marzili, die Temperatur der Luft beträgt 33 Grad, jene des Wassers im Bassin 25 Grad und in der Aare 22 Grad. Die Präzision drängt sich auf. Denn wenn es um das Klima geht, schert sich sonst niemand darum – ob Medienleute, Politiker oder auch Wissenschaftler.

Nach der üblen Schafskälte im Juni reichten drei Tropentage, dass die Alarmisten heissliefen. «Hitzewelle: Bundesrat muss handeln», japste die NZZ am Sonntag auf der Frontseite. «Der Klimawandel führt zu immer neuen Temperaturrekorden», warnte sie; die Hitzewellen zählten zu den «drei grössten Risiken für die Bevölkerung». Deshalb fordere das beratende Organ des Bundesrates für Fragen des Klimawandels (OcCC) «grosse und langfristige Anstrengungen», um unser Leben völlig zu ändern. «Klimaforscher prophezeien: Solche Hitzewellen gibt es künftig immer öfter», jaulte der Sonntagsblick im «Glutofen». Und im Interview mit 20 Minuten heizte der ETH-Professor Reto Knutti weiter ein. Es gebe weltweit, «aber auch in der Schweiz» immer mehr Extremereignisse, so etwa längere Hitzeperioden, die zu immensen Kosten führten, wie im Sommer 2003: «In der Schweiz gab es Milliardenschäden in der Landwirtschaft.»

Kein Trend seit mehr als achtzehn Jahren

Gegen Hitzewallungen hilft ein Faktencheck. Zu den Temperaturrekorden: Auf der Wetterseite der NZZ am Sonntag finden sich jeweils die historischen Höchstwerte vom Vortag – jene für den 4. Juli stammten aus dem Jahr 1952. Und auch am heissen Sonntag, 5. Juli, suchte SRF mit geringem Erfolg nach Rekorden. Nur Davos gab mit 29,3 Grad einen her; allerdings räumte Meteorologe Felix Blumer kleinlaut ein: «Gemäss Statistik soll dieser Wert am 23. Juli 1876 [!] schon einmal vorgekommen sein.»

Und zu den Extremereignissen: «Jedes halbe Grad, um welches sich die Erde erwärmt, wirkt sich immer stärker auf das extreme Wetter aus», glaubt Reto Knutti; schliesslich spucken es seine Computermodelle aus. In der Schweiz hat sich das Klima allerdings seit dem 19. Jahrhundert um 1,5 Grad erwärmt – und nichts ist passiert: Es gibt keinen Trend, weder bei Hitzewellen oder Starkregen noch bei Unwetterschäden allgemein. In den letzten Jahren fielen national wie global ausgesprochen geringe Kosten aufgrund von Umweltkatastrophen an. Die Rückversicherung Swiss Re,



Präzis daneben: ETH-Professor Knutti.

deren Direktor David Bresch als Interessenvertreter im Beratergremium OcCC die Politiker zum Handeln drängt, machte deshalb glänzende Geschäfte. Und bei den «Milliardenschäden in der Landwirtschaft» haut ETH-Professor Knutti mit wissenschaftlicher Präzision daneben: Mit Gemüse, Getreide und Futterpflanzen erwirtschaften die Schweizer Bauern insgesamt drei Milliarden – die nationale Plattform Naturgefahren, auf die sich Reto Knutti im Interview selber berief, schätzt die Schäden im Hitzesommer 2003 (hoch) auf 500 Millionen Franken ein.

Weltweit könnte sich 2015 tatsächlich zum wärmsten Jahr seit Beginn der Messungen entwickeln, zumal die Meteorologen eifrig ihre Messdaten hochschrauben. Ein Rekord (um ein Zehntelgrad höher!) ändert aber nichts daran, dass die Temperaturentwicklung seit mehr als achtzehn Jahren keinen Trend zeigt und dass die gemessenen Werte unter allem liegen, was die Klimaforscher mit ihren Modellen voraussagten – also daran, dass diese Modelle nicht stimmen.

Wenn Sie dies lesen, sind die Temperaturen schon wieder zehn Grad tiefer, eher kühl für die Jahreszeit. Und selbst falls sie nochmals steigen: Lassen Sie sich von den irrenden Katastrophenwarnern nicht beirren. Geniessen Sie den schönen Sommer!

SVP in der Falle

Von Philipp Gut — Toni Brunners riskanter Aufruf zum Widerstand.

Der Appell wurde weitherum zitiert, und insofern ist das Kalkül von Toni Brunner zumindest für den Moment aufgegangen. An der Delegiertenversammlung in Kerns OW rief der SVP-Präsident die Bevölkerung zum Widerstand gegen die Asylpolitik von SP-Justizministerin Simonetta Sommaruga auf. Die Bürger, so rief Brunner in den Saal, sollten sich gegen die neuen Verfahrenszentren wehren, die der Bund dezentral in verschiedenen Regionen errichten will. Der SVP-Präsident forderte also so etwas zivilen Ungehorsam gegen Bundesbern.

Verantwortungslose Sommaruga

Das ist nicht ungefährlich. Natürlich hat Brunner recht, wenn er feststellt, die Bevölkerung müsse auslöffeln, was ihr der Bundesrat eingebrockt habe. Die Bürger sind die Leidtragenden dieses grandiosen Behördenversagens. Eine Asylministerin Sommaruga, die im Schweizer Fernsehen ungerührt erzählt, es sei «nicht die Frage», wie viele legale und illegale Migranten die Schweiz aufnehmen könne, handelt verantwortungslos. Eine verantwortungsvolle Migrationspolitik beachtet die Folgen für Bevölkerung und Steuerzahler. Eine verantwortungsvolle Politikerin nimmt es ernst, wenn die Bürger genug haben vom Missbrauch des Asylrechts, wie sie es an der Urne verschiedentlich demokratisch bekundet haben. Eine verantwortungsvolle Magistratin schützt das Asylgesetz und schiebt der Masseneinwanderung unrechtmässiger Wohlstandsmigranten und Sozialstaatstouristen den Riegel.

Dennoch ist Brunners Aufruf zum Widerstand politisch riskant, vor allem für seine eigene Partei, die SVP. Was ist, wenn der von ihm erhoffte Widerstand ausbleibt? Wenn der lautstarke Appell des Präsidenten ungehört verpufft und sich am Ende als Rohrkrepiierer erweist? Die Volkspartei, die sich so gern als Anwältin der schweigenden Mehrheit inszeniert, habe gar keinen massgeblichen Einfluss auf die Bevölkerung, wird es dann heissen. Brunner wird als Politiker dastehen, der zwar munter poltert, aber nichts erreicht.

Noch schlimmer ist die zweite Variante. Wann immer in Zukunft irgendein Frustrierter durchdreht und Asylanten angreift oder ein Asylheim in Brand steckt, wird man der SVP und Präsident Brunner die Schuld zuschieben. Schon jetzt haben einige «Brandstifter!» geschrien. Mit seinem Aufruf setzt Brunner die SVP der Gefahr einer moralischen Geiselhaft aus.

Personenkontrolle

Burkhalter, Lang, Wermuth, Meister, Gasche, Abdelaziz, Amrein, Kessler, Schlüer, Brönnimann, Jeannet, Widmer-Schlumpf

Didier Burkhalter wurde auf der Älggialp im Kanton Schwyz, dem geografischen Mittelpunkt der Schweiz, als Schweizer des Jahres 2014 geehrt, und sein Name wurde in einen Steinbrocken eingraviert. Dem Schwyzer Privatsender Tele 1 vertraute er später an, welchen Eigenschaften er die hohe Ehre wohl verdanke: «Wahrscheinlich, weil alles stimmt. Es ist etwas, das ich gerne mache, es sind Werte, welche die Schweiz gerne haben, es ist etwas, das nützlich ist. Dann sieht man Wert und Arbeit zusammen und auch Personen, die das machen mit Herz. Dann ist das alles ein gutes Cocktail», aber leider für die Tele-1-Fernsehzuschauer völlig ungeniessbar. Was um alles in der Welt wollte uns Bundesrat Didier Burkhalter bloss sagen? (hmo)

Er schaffte es nicht mehr auf eine Nationalratsliste, deshalb kümmert er sich wieder um die Weltrevolution. Und diese fängt für den Grünen Jo Lang im taumelnden Griechenland an. Letzte Woche rief er zusammen mit SP-Links-aussen Cédric Wermuth zu einer Solidaritätsdemo vor der EU-Botschaft in Bern auf: Wermuth schätzte die Teilnehmerzahl auf 160, Lang schraubte sie auf 200 hoch – auf den vertwitterten Fotos sind fünfzig Personen zu erkennen. Nach dem Nein vom Sonntag, das die Griechen endgültig ins Elend stürzen dürfte, jubelte Jo Lang über den Sieg der «echten Linken» gegen die «rechten Linken»: «Europa hat eine Zukunft, weil es eine andere Zukunft für ein anderes Europa gibt.» Zumindest der Hashtag «Ich bin Grieche» passte: Auch in der Schweiz träumen die «echten Linken» von einer Zukunft, in der jeder auf Kosten aller anderen zu leben versucht. Cédric Wermuth immerhin beteiligte sich nicht am Jubel: Er hatte sich gleich nach der Demo in die Twitter-Ferien abgemeldet. (sär)

Dass Avenir Suisse, der Think-Tank der Schweizer Wirtschaft, sein Personal gerne aus dem reichhaltigen Fundus der erweiterten Bundesverwaltung rekrutiert, wurde an dieser Stelle bereits einmal erstaunt vermeldet. Offenbar funktioniert das Personalkarussell auch in umgekehrter Richtung: Urs Meister, der Energieexperte von Avenir Suisse, wechselt demnächst zur BKW Energie, die selbst unter unverbesserlichen Optimisten nicht als Hort des liberalen Unternehmertums bekannt sind. Der Staatsbetrieb, in dem BDP-Nationalrat Urs Gasche als Präsident das Zepter schwingt, gehört zu



«Gutes Cocktail»: Didier Burkhalter.

den grössten Wasserkraftstromproduzenten der Schweiz. Damit gehören die BKW auch zu den massgeblichen Profiteuren der Subventionen, die für die staatlichen Wasserkraftwerkbetreiber die Energiewende versüssen sollen. Solche Subventionen wiederum hatte Urs Meister als Avenir-Suisse-Mann noch deutlich kritisiert. (fsc)

Jetzt ist es offiziell: Das neue SP-Mitglied im Bankrat der Zürcher Kantonalbank heisst Amr Abdelaziz. Nachdem verschiedene Medien, darunter die *Weltwoche*, über die umstrittene Kandidatur berichtet hatten – Abdelaziz hatte als Juso-Präsident vor ein paar Jahren noch am äusseren linken Rand der SP politisiert – fasste sich die SVP-Fraktion im Kantonsrat ein Herz und liess es auf eine formelle Abstimmung ankommen. Normalerweise werden die Kandidaten von ihrer Fraktion nominiert und dann in stiller Wahl bestätigt. Im Kantonsrat wettete Hans-Peter Amrein (SVP), der immer für markige Sprüche gut ist, gegen den «Kapitalismusabschaffer und politischen Aktivisten» im Bankrat. Das half wenig. Mit den Stimmen aller Parteien ausser EDU und SVP wurde Abdelaziz, der vor kurzem seine Stelle bei der Wirtschaftssozietät CMS von Erlach Poncet gegen einen Platz im linken Zürcher Anwaltskollektiv getauscht hat, gewählt. (fsc)

Einen Frontartikel widmete die Gratiszeitung *20 Minuten* dem Co-Präsidenten des «No Billag»-Initiativkomitees, Olivier Kessler, der auch stellvertretender Chefredaktor der *Schweizerzeit* von Ulrich Schlüer (SVP) ist. Reporter Gabriel Brönnimann hatte ein etwas angestaubtes Internetforum ausgegraben, in



«Ich bin Grieche»: Jo Lang.



In umgekehrter Richtung: Urs Meister.

dem Kessler vor mehr als zehn Jahren einige unbedachte Äusserungen fallengelassen hatte. Vielleicht war es auch so, dass er diese als Moderator des Forums zumindest nicht löschte – so genau ist dies aus der zeitlichen Distanz schwer zu sagen. Als schlimmstes Vergehen darf die Mutmassung zählen, Kessler habe sich darüber gefreut, wie Bundesrat Samuel Schmid (SVP, BDP) damals auf dem Rütli ausgepöfeln worden sei und wie es danach zu Scharmützeln zwischen Linksautonomen und der rechten Szene kam. Was *20 Minuten* seinen Lesern nicht mitteilte: Reporter Brönnimann, der den Kopf der Billag-Gegner mit historischen Altlasten zu diskreditieren sucht, ist ein glühender SRG-Anhänger. Von 2012 bis 2013 arbeitete er gar als Mediensprecher und Projektleiter beim Schweizer Fernsehen. (gut)

Aber hoppla! «Au secours, mon chef est Français» («Hilfe, mein Chef ist Franzose!»), so hiess neulich die Titelgeschichte des welschen Magazins *L'Hebdo*. Auf dem Cover legte das Ringier-Erzeugnis gar noch einen drauf. Dort bezog sich der Hilfeschrei auch auf den «voisin» und den «beauf», den Nachbarn und den Schwager. Der Untertitel war nicht weniger unzimperlich. Er versprach einen «Guide de survie à l'usage des Suisses», eine «Anleitung zum Überleben» für die Schweizer. Chefredaktor Alain Jeannet erklärte im Editorial, die Eigenschaften, die man den französischen Einwanderern zuschreibe, seien zwar vielleicht Klischees, sie entsprächen aber oft der



Das half wenig: Amr Abdelaziz.



«Hilfe, mein Chef ist Franzose!»: Alain Jeannot.



«Griechen der Schweiz»: Widmer-Schlumpf.

Realität. Man staunt. War es doch dasselbe *Hebdo*, das sich nicht genug echauffieren konnte über das berühmte Roma-Cover der *Weltwoche* («image-choc») oder über den Titel «Die Griechen der Schweiz». Willkommen im Klub, *chers compatriotes!* (gut)

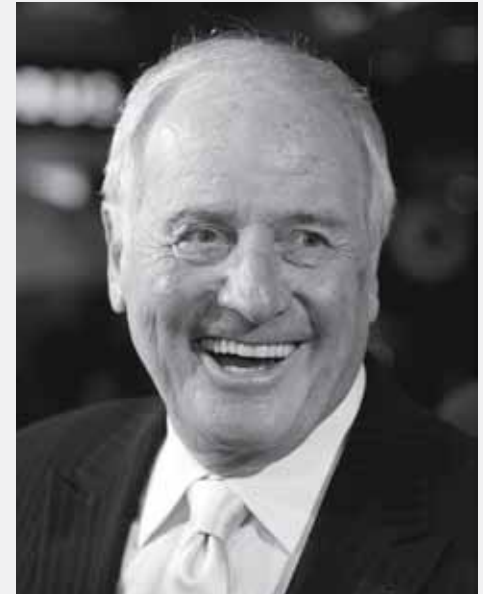
Es wäre an der Zeit, den Ehrentitel «Griechen der Schweiz» neu zu vergeben. Das Departement von Finanzministerin **Eveline Widmer-Schlumpf** (BDP) hat am Dienstag die neuen Zahlen zum nationalen Finanzausgleich (NFA) präsentiert. Sie unterscheiden sich kaum von den damals noch unter Verschluss gehaltenen Angaben, die die *Weltwoche* vor zwei Wochen publiziert hat: Der Finanzausgleich wird trotz der parlamentarischen Alibi-Sparübung auch im Jahr 2016 wieder teurer. Die Anzahl der Geberkantone reduziert sich von neun auf sechs, und jene der Nehmerkantone erhöht sich entsprechend von siebzehn auf zwanzig. Der Kanton Bern wird nächstes Jahr fast 1,3 Milliarden Franken von den anderen Kantonen und vom Bund bekommen. Das entspricht ungefähr den Ausständen Griechenlands beim Internationalen Währungsfonds. (fsc)

Nachruf



Lässiger Gleichmut: Yes-Bassist Squire.

Chris Squire (1948–2015) — In befreundeten Fachkreisen nannte man ihn nur «the late Chris Squire», doch der Londoner mit dem staubtrockenen Humor fühlte sich geschmeichelt durch den makabren Zusatz: Zu Terminen erschien er mit lässigem Gleichmut stets zu spät. Als Bassist war er allerdings der zuverlässige Herzschlag seiner Truppe. Yes waren ein musikalisches Manifest mit drei Buchstaben, das er zusammen mit Jon Anderson im Jahr nach «Sgt. Pepper», 1968, gründete. War «Pepper» eine Art Startschuss für alle weiterführenden Experimente, die sich die Popmusik unter dem Titel «Psychedelic» gönnen würde, koppelten Yes sämtliche halluzinogenen und esoterischen Sehnsüchte mit dem knalligen Beat von Squires Bassspiel und Bill Brufords schweren Drums. Über diesem Rhythmus-teppich tanzten Jon Andersons charismatische Stimme und die mäandernden Ornamente des Keyboarders Rick Wakeman. Die Mitglieder von Yes wechselten regelmässig und in immer kürzeren Abständen. Doch bis zum Schluss hielt Squire eisern die Rechte am Bandnamen in Händen. Als sich Ende der achtziger Jahre seine Kollegen ohne den stoischen Bassisten zusammensetzten, mussten sie notgedrungen auf einen längeren Namenszug zurückgreifen: Anderson, Bruford, Wakeman, Howe. Sie konnten ohne ihn allerdings nicht an frühere Erfolge wie «Roundabout» und «Owner of a Lonely Heart» anknüpfen. Squire gehörte zur Tradition jener Musiker, die den Bass als tiefergelegte Leadgitarre begriffen – als Vorbild gab er daher auch Paul McCartney an. Er starb am 27. Juni in Arizona an einer seltenen Form der Leukämie. *Thomas Würdehoff*



Pop-Mythen: Produzent Weintraub.

Jerry Weintraub (1937–2015) — Kritikerfilme hier, Publikumsfilme dort: Cineastisches Kino oder Unterhaltungskino, dieses Raster hat für die amerikanische Filmindustrie nie wirklich gegolten, schon gar nicht für charismatische Produzenten wie Jerry Weintraub, der noch ganz der Tradition von Louis B. Mayer, David O. Selznick & Co. verpflichtet war und seinen persönlichen Neigungen folgte. Professionalität hiess die Devise, und mit ihr stellt sich auch der Erfolg ein. Als Talentscout und Manager von Elvis Presley, Frank Sinatra, Neil Diamond begann er seine Karriere im Showbiz, ehe er mit «Nashville» (1975) ins Filmbusiness einstieg und sich mit der Mischung aus Unterhaltung und Anspruch («Oh, God!», 1977; «Cruising», 1980; «Diner», 1982) in der Szene etablierte. Mit den «Karate Kid»-Filmen in den achtziger Jahren wurde er endgültig eine respektable Grösse. Weintraub erwies sich als Meister im Umgang mit Pop-Mythen, die er dem Zeitgeist-Star-Wesen anpasste. So wollte er «Tarzan», unter anderem mit Christoph Waltz, für Warner neu auf die Beine stellen (2016 soll der Film in die Kinos kommen). Seinen grössten Erfolg hatte er mit «Ocean's Eleven» (2001), dem zwei weitere Episoden folgten. Da konnte er mit der Starbesetzung – von George Clooney über Matt Damon, Brad Pitt bis Julia Roberts – und dem komödiantisch-geistreichen Spiel zeigen, was er als Produzent unter Kino verstand; mit «Liberace» (2013), mit Michael Douglas und Matt Damon, hat er sich noch einmal bewiesen. 2012 wurde er auf dem Zurich Film Festival für sein Lebenswerk ausgezeichnet. *Wolfram Knorr*

Spiel ohne Grenzen

Von Lisa Feldmann — Nein, Schuhe sind keine Waffen, mit denen Frauen gewaltsam Männer verführen. Dennoch: Das Verhältnis zwischen Frau und Schuh muss als delikats bezeichnet werden.

Es gibt keine Zufälle. Nicht, wenn es um Mode geht. Kein Trend erreicht uns unerwartet, auch wenn wir nicht immer damit rechnen. Weil wir die Welt um uns herum nicht so akribisch scannen wie die Modedesigner. Diese aber bestimmen letztlich, wie wir ausschauen wollen.

Als ich vor einigen Wochen begann, die amerikanische Serie «Nashville» zu schauen, geschah dies ohne jede tiefere Absicht, der Tipp kam von meinem Coiffeur, in Sachen Soap pflegen wir einen regen Austausch. Schon nach zwei Folgen war ich süchtig. Die dramatischen Ereignisse um zwei weibliche Country-Stars hielten mich gefangen, mehr aber noch: Mein Herz entdeckte ihre Musik, oftmals im Duett gesungene Balladen, die meisten geschrieben von Oscar-Preisträger T-Bone Burnett.

Beinahe eine Dekade lang – man könnte auch sagen: Seit ein Mann namens Barack Obama die USA erobert hat – haben wir vor allem die Musik der farbigen Amerikaner gelten lassen: Beyoncé, Rihanna, Jay Z, Kanye West, Pharrell Williams dominierten unsere iPods. Und plötzlich fand ich diese schlichten, zur akustischen Gitarre gesungenen Balladen grossartig, mehr noch: neu, frisch, *now*.

Erinnerungen an «Dallas»

Dann sah ich am vergangenen Samstag die Modeschau von Miuccia Prada, ihre «Miu Miu Resort»-Kollektion, die Auskunft gibt über den Look des nächsten Frühjahrs und Sommers. Das Defilee ging in Paris den Couture-Schauen dieser Woche voraus. Und die Mädchen, wie immer die angesagten unter den teuren neuen Models dieser Welt, trugen *Cowboystiefel*.

Dieses sehr spezielle Schuhwerk, in Kombination mit ausgestellten Röcken und bestickten Hemdkragen, aber auch zu ultrakurzen Minis und Blousons, erinnert nicht von ungefähr an die Looks der «Nashville»-Protagonistinnen – und irgendwie auch an eine Serie namens «Dallas», die vor mehr als dreissig Jahren den Zeitgeist der achtziger Jahre auf den Punkt brachte.

Und da genau befinden wir uns doch: am Beginn einer neuen Ära, nicht nur in den USA, wo der Wahlkampf um die Nachfolge Obamas nächstes Jahr in die heisse Phase geht.

Schuhe fungieren in der Mode wie die Spitze eines Eisberges. Sie sind sichtbarer, weil populärer als andere Stücke einer Kollektion, ein-

fach weil sie tragbarer sind und unabhängig von Body-Mass-Indizes oder Altersklassen funktionieren. Einen bestimmten Schuh, der signalisiert: «Ich habe die neuesten Trends mitbekommen!», kann sich jede Frau leisten, den High-Street-Labels sei Dank – auch jene ohne grosses Budget; immer rascher werden die Moden auf den internationalen Laufstegen von den urbanen Billig-Anbietern kopiert.

Darüber hinaus birgt dieses Kleidungsstück aber noch einen anderen Vorteil: Es hält länger.

Ein Jupe oder eine Hose, besonders wenn versiert ausgewählt, verliert nach einer Saison zwangsläufig an Aussagekraft. Klassische Stücke können natürlich länger getragen werden, erreichen aber niemals die Bedeutung ihres trendsetzenden Kollegen. Ein Paar Schuhe hingegen überlebt vielleicht sogar eine Frist der Belanglosigkeit gut verpackt im Schrank, um dann glorreich aufzuerstehen.

Riskante Neuanschaffungen

Das älteste Paar aus meinem Besitz stammt von Yves Saint Laurent, ich schaffte es mir an der Zürcher Bahnhofstrasse an, als es dort noch einen Flagship-Store dieser Marke gab. Das liegt nun beinahe fünfzehn Jahre zurück,

Wenn ich mir am Morgen überlege, welche Kleider ich tragen werde, fange ich meist mit den Schuhen an.

und noch immer gelingt es dieser Abend-sandalette alle zwei, drei Saisons, eine Nacht lang einen bestimmten aktuellen Look perfekt zu vervollständigen.

Mein Schuhschrank, das muss an dieser Stelle erwähnt werden, hat bescheidene Ausmasse.

Ich kenne Frauen, die sich in extra deklarierten Räumen Regalsysteme auf Mass anfertigen liessen, um ihre Pumps, Sandalen, Slingbacks, Plateaus, Ankle-Boots oder Overknees standesgemäss unterzubringen. Mir leuchtet das ein, sammle ich doch Bücher mit vergleichbarer Akribie – und wer ausser mir beschwert sein Leben im Kindle-Zeitalter noch mit Tausenden von Bänden, wenn die meisten von ihnen vermutlich nie wieder gelesen werden?

Ich kenne einen Mann, der Sneakers sammelt – Hunderte von Kartons stapeln sich in seiner grossen Altbauwohnung den Wänden entlang –, viele von ihnen ungetragen, darunter seltene Editionen, ersteigert auf Hipster-



Andere sammeln Bücher: privates Schuhzimmer

Auktionen in Brooklyn oder Downtown Los Angeles. Aber auch Klassiker von Adidas oder Nike, wie ich sie selbst zu hochgekrempelten Jeans trage.

Dennoch erinnert mich diese Sammelwut eher an jene grosser Uhrenfreunde, die ihre wichtigsten Stücke niemals tragen, sie lediglich hin und wieder aus dem Safe holen, um sie eine Weile zu betrachten. Undenkbar für Frauen, die ihre Juwelen tatsächlich besitzen, um darin zu glänzen. Nicht wenige von ihnen haben sich angewöhnt, dies sogar ausschliesslich mit geliehenen Stücken zu tun, können sie so doch auch auf dieser kostspieligen Ebe-



von Sängerin Christina Aguilera, Sohn Max Liron.

ne jeden Trend mitmachen. Den Besitz dieser Preziosen überlassen sie getrost den Juwelieren, traditionsreichen Dynastien oder Oligarchengattinnen.

Schuhe hingegen leiht man (frau!) sich nicht. Selbst wenn einen wohlmeinende Designer für die roten Teppiche dieser Welt ausstatten – die Füße stecken wenn immer möglich in den eigenen Schuhen. Denn das Verhältnis zwischen dem ausgewählten Schuhwerk und seiner Trägerin muss als durchaus delikat bezeichnet werden.

Das liegt daran, dass uns Passform und Höhe des Absatzes definieren, wir uns in einem

lässigen Loafer komplett anders fühlen als in einer High-Heel-Sandalette.

Wenn ich mir morgens überlege, welche Kleider ich tragen werde im Laufe des Tages, fange ich meist mit den Schuhen an.

Werde ich viel laufen müssen wie neulich in New York, achte ich darauf, eine Hosen-Shirt-Kombination zu wählen, die sich mit Wedges verträgt, also Schuhen, deren Keil(sic!)-Absatz nicht allzu hoch und durchgehend mit der Sohle verbunden ist. Eine Schuhform, die übrigens schon die alten Griechen kannten und die in den dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts durch die italienische Schuhfirma

Salvatore Ferragamo weltberühmt wurde. Sollte ich wiederum bis auf kurze Auftritte vor allem sitzen, wie meist bei Businessmeetings, trage ich auch mal riskante Neuan-schaffungen wie gerade die bestickten Sandalen von Charlotte Olympia, die sich so hervorragend mit schmal sitzenden Jeans kombinieren lassen.

Schuhe lassen ihre Trägerinnen grösser, zarter, sportlicher, feierlicher, jünger, älter, reicher oder lässiger ausschauen – und Frauen lernen sehr früh, diese Tatsache für ihre Zwecke zu nutzen.

>>>

Es gibt ein Ferienfoto von mir, aufgenommen an der italienischen Adria, damals muss ich etwa fünf Jahre alt gewesen sein. Ich schaue versonnen in ein Schaufenster voller bunter Holzsandalen, nicht unähnlich jenen, die in diesem Sommer von Dolce & Gabbana empfohlen werden.

Tatsächlich, so geht die Legende innerhalb der Familie, habe ich wohl vier Wochen lang jeden Morgen vor diesem Schaufenster eine Szene hingelegt, in der Absicht, meine Eltern zum Kauf ebenjener Sandalen zu bewegen, am Ende mit Erfolg. Beginn einer Leidenschaft.

Grundsätzlich reicht die kollektive weibliche Begeisterung für Schuhe schon einige Jahrhunderte zurück – wie man jetzt im Victoria and Albert Museum in London erfahren kann. «Shoes: Pleasure and Pain» heisst die Ausstellung, die Mitte Juni eröffnet wurde, und schon der Titel zeugt von einer eher männlichen Sichtweise der Dinge: Eine Frau, die ihre äussere Erscheinung auch durch ihre Schuhe definiert, wird niemals deren Tragkomfort als Kriterium anführen.

Auch die Tatsache, dass Schuhe immer wieder als Waffe bezeichnet werden, mit der eine Frau angeblich verführen will, erscheint mir eher männlichen Sexfantasien entsprungen; wenn heute junge Frauen mit hohen Plateauabsätzen den traditionellen Look der Prostituierten imitieren, so geschieht das ohne jede Absicht, genauer gesagt: mit einem völlig anderen Ziel.

Feministische Attitüde

Plateauschuhe schenken Frauen bis zu zwanzig Zentimeter zusätzliche Körpergrösse, was ihnen erlaubt, den meisten männlichen Kollegen mindestens auf Augenhöhe zu begegnen. Der Gang wird durch den Balanceakt bedächtiger, das Übereinanderschlagen der Beine zur nonchalanten Provokation, mit anderen Worten: Diese Schuhe verleihen jungen Frauen exakt jene feministische Attitüde, wie sie seit den nuller Jahren dieses Jahrhunderts nicht nur von Lena Dunham propagiert wird.

Schuhe, so viel steht fest, ermöglichen einer Frau, genau die Rolle zu spielen, mit der sie sich am ehesten identifiziert. Und das zu tun, wozu sie gerade aufgelegt ist.

«These boots are made for walkin'», sang Nancy Sinatra vor einem halben Jahrhundert – und weiter: «One of these days these boots are gonna walk all over you!» Auch damals ging es um den Beginn einer neuen Ära. Ein neues Zeitalter, in dem Frauen ihren eigenen, noch unbekannteren Weg gehen würden.

Wenn nötig in Cowboystiefeln.

Lisa Feldmann ist Chefredaktorin des Modemagazins *L'Officiel*, das Ende Jahr in Deutschland auf den Markt kommt. Von 2004 bis 2013 war sie Chefredaktorin der Modezeitschrift *Annabelle*.

Kulturgeschichte

«Ruckedigu, Blut ist im Schuh»

Von Urs Gehrig — Magie entsteht nicht im Kopf, Frau trägt sie am Fuss. Kein Kleidungsstück ist inspirierender, eleganter und qualvoller als der Schuh. Kein Wunder, schliesslich ist der Schuh das Stück, aus dem die schaurig-schönsten Märchen sind.

Die Versuchung ist gross, die Qual grandios. Als der Prinz auf verzweifelter Suche nach der geflohenen Traumtänzerin im Hause Aschenputtels anklopft, unternehmen die eifersüchtigen Stiefschwestern alles, um ihre Füesse in den verlorenen Schuh zu zwängen. Die gemeine Anastasia schneidet sich den grossen Zeh, die dreiste Drisella die Ferse ab. Vergebens. «Ruckedigu, Blut ist im Schuh», gurren zwei Tauben im Geäst. «Der Schuh ist zu klein, die rechte Braut sitzt noch daheim.»

Kein Röckchen, kein Söckchen, weder Hut, Handschuh, Hemd noch Gurt – es ist der Schuh, der in der Garderobe der Märchenwelt die stärkste Magie versprüht. Er ist Schlüssel zu Glück und Liebe, er steht für Fortschritt, Freiheit, Hoffnung. Aschenputtel entflieht ihrer Schinderei in Ballschuhen. Der gestiefelte Kater eilt in Siebenmeilentiefeln immerzu seinem Meister voraus. Doch so verheissungsvoll der Schuh sein mag, so düster kann er seine Kraft entfalten.

Als Hans Christian Andersen (1805–1875), der schaffensfreudigste unter den Märchendichtern, seine Werke schrieb, war Armut in Europa weit verbreitet, was sich im (fehlenden) Schuhwerk niederschlägt. «Es war einmal ein kleines Mädchen, gar fein und hübsch; aber es war arm und musste im Sommer immer barfuss gehen», beginnt die Geschichte «Die roten Schuhe». Schlimmer noch erging es der Hauptfigur im «Kleinen Mädchen mit den Schwefelhölzern», dieses wandelte schuhlos im Schnee, verzweifelt vor Kälte, zündete es eins ums andere der Streichhölzchen an, bis das letzte erlosch und es erfror.

Extravaganz und Schönheit

Ein fehlender Schuh reiss eine schroffe Lücke in die Zivilisation. Als unsere Vorfahren sich aufrichteten, begannen sie ihre Füesse in Lappen, Leder, Schnüre zu wickeln. Der Schuh ist ein zentrales Symbol der «Menschwerdung». Er schützt den Fuss, bringt ihn sicher und schneller von A nach B, widerspiegelt den Charakter und zeigt den Stand seines Trägers. Hohe Absätze sind Zeichen der Macht und den Männern vorbehalten, bis Damen aus der Oberschicht nachziehen und ihr Laufgestell vertikal in schwindelerregende Höhen nachrüsten.

Extravaganz und Schönheit hatte früh ihren Preis. «Shoes: Pleasure and Pain» heisst eine Ausstellung im Londoner Victoria and Albert

Museum treffend, die einige der bizarrsten Modelle der Geh-Tortur versammelt und gleichzeitig Zeugnis ablegt über das Märchenhafte an unseren Füessen (siehe Interview, S. 21).

«Schuhe sind magische Objekte», schreibt Hilary Davidson, Fachfrau fürs märchenhafte Schuhwerk, im Ausstellungskatalog. «Schuhe bestrafen, belohnen, erhöhen und sperren ein, rasen und blockieren durch ihre Kräfte und wandelbaren Fähigkeiten.» Je tiefer man in die Märchenschusterei eintaucht, desto grösser die Faszination. Eine Faszination, die prominent mit Schmerz verbunden ist.

Andersens kleine Meerjungfrau, die sich sehnlich Füesse wünscht, muss eine Qual



Eine Faszination, die prominent mit Schmerz

ertragen, als laufe sie mit jedem Schritt auf eisernen Messern. «Eisen, Material für Schwerter und Gewalt, kommt oft vor als Stoff für den Schuh, der zur Strafe getragen werden muss», schreibt Davidson. So in Grimms «Schneewittchen»: «Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?», fragt argwöhnisch die gemeine Königin. Als sie, getrieben von Hass und Neugier, auf die Hochzeit des «tausendmal schöneren» Schneewittchens fährt, werden Eisenpantoffeln mit Zangen vom Feuer hereingetragen. «Da musste sie in die rotglühenden Schuhe treten und so lange tanzen, bis sie tot zur Erde fiel.»

Die wohl tiefsten Abgründe der Grausamkeit klaffen in Andersens «Die roten Schuhe», wo Karen büßen muss für ihre Eitelkeit, rote Schuhe in die Kirche angezogen zu haben. Zur Strafe muss sie pausenlos tanzen, in Schuhen, die sie nie ablegen kann. Verzweifelt vor Pein, entscheidet sie sich, ihre Füße abhacken zu lassen, und findet schliesslich im Tod ihre Befreiung.

War der rote Schuh lange Sinnbild von Schuld und Sühne, setzt mit den Brüdern Grimm eine zaghafte Umdeutung ein. Gretel («Das kluge Gretel»), eine lebenslustige Köchin, dem Wein

zugetan und der Speise über Massen, «trug Schuhe mit roten Absätzen, und wenn sie damit ausging, so drehte sie sich hin und her, war ganz fröhlich und dachte <du bist doch ein schönes Mädel>.» Wie Olivia Newton John, die in «Grease» (1978) mit John Travolta in roten Holzsockeln die Füße dusselig schwofte.

Die Wende vollzogen die roten Schuhe in Lyman Frank Baums «Der Zauberer von Oz» (verfilmt 1939 in Technicolor). Dorothy, gespielt von Judy Garland, «erbt» die Schuhe von der bösen Hexe des Ostens. Ursprünglich Symbol hinterhältiger Weiblichkeit, werden die knallroten Pantoffeln an den Füßen der zwölfjährigen Dorothy zu einer Kraft des Guten und zum schillerndsten Paar Schuhe der neueren Märchenwelt.

«Heute sind rote Stöckelschuhe die Vergötterung einer aktiven Vollgas-Weiblichkeit», schreibt Davidson. Doch es muss nicht immer ein Stilettoabsatz mit Dreizack sein, wie auf dem Filmplakat von «Der Teufel trägt Prada» (2006). Der Schuh ist das nachsichtigste Kleidungsstück der Frau und deswegen ihr liebstes. Egal, welcher Body-Mass-Index, welcher Jahrgang oder soziale Stand, es findet sich –

wie beim Lippenstift – immer ein passendes Exemplar. Trotzdem hat der Gang ins Schuhgeschäft noch etwas Märchenhaftes. Der Akt der Anprobe wird zum Aschenputtel-Moment: «Passt mein Fuss in das Zauberstück? Werde ich – auf Zeit – Prinzessin sein?»

«Symbol für Jungfräulichkeit»

Die Schuhanprobe, das Zentralmotiv von «Aschenputtel», dem populärsten Märchen aller Zeiten, tritt bereits im antiken Ägypten, Griechenland und Rom auf. Märchen sind stets Spiegel der örtlichen Kultur und Bräuche, was sich im Typ Schuh zeigt. Bei «Ye Xian», dem chinesischen Aschenputtel, ist er aus Seide mit Goldverzierung. Bei Carrie Bradshaw aus «Sex and the City» ein Manolo Blahnik – sie verliert im Laufe der Serie gleich zwei Paar davon.

Der Schuh ist das nachsichtigste Kleidungsstück der Frau und deswegen ihr liebstes.

Der berühmteste Märchen-Schuh weltweit allerdings, der gläserne aus «Cinderella», ist ein Produkt eines Übersetzungsfehlers. Als Charles Perrault 1697 seine Version des Aschenputtels («Cendrillon ou la Petite Pantoufle de verre») aus mündlicher Überlieferung niederschrieb, verwechselte er *vair* (Eichhörnchenpelz) mit *verre* (Glas). Den endgültigen Durchbruch für den Glasschuh leistete schliesslich Walt Disney. Seit seiner Zeichentrickverfilmung 1950 sind «Cinderella» und ihr Glasschuh ein unzertrennliches Paar.

Perraults Irrtum – Glas statt Pelz – brachte neues Knistern in die Märchenwelt. «Glas», so Hilary Davidson, «ist ein ideales Symbol für Jungfräulichkeit.» Und wo Körper und Geist ins Reich der Sexualität vorstossen, ist auch Freud nicht fern. Der Psychoanalytiker gab dem Fuss eine phallische Bedeutung und dem Schuh wiederum ... genau: die Symbolik der Vagina – was ganz neue Lesarten eröffnet. Was heisst es nun, wenn Aschenputtel den Schuh verliert? Dasselbe, was die ausgetretenen Schuhe der zwölf tanzenden Prinzessinnen suggerieren, die in nächtlicher Tanzorgie mit den verwunschenen Prinzen ihre Jungfräulichkeit verlieren.

Es ist das unterschwellig Erotische, was den Schuh zum besten Stück der Frau avancieren liess. Als zauberhaftes Accessoire und variationsreiches Kleidungsstück, das Haltung, Gang und Lebensgefühl der Frau transformiert und mehr zur Emanzipation beiträgt als jedes staatliche Quotenförderungsprogramm. «Gib einem Mädchen die rechten Schuhe, und sie wird die Welt erobern», forderte Marilyn Monroe und liess keinen Zweifel darüber, welches Modell sie im Sinn hatte: «High Heels machen eine Frau zu 25 Prozent dominanter, 50 Prozent selbstsicherer und 100 Prozent sexyer.» ○



verbunden ist: Cinderella mit Grossherzog (Disney, 1950).

Ballerinas, Pumps und Birkenstöcke

Von Lisa Santandrea — Catherine Deneuve steht auf Pilgrim-Pumps von Roger Vivier, rote Lackleder-Stilettos zeigten schon am Hof von Louis XIV Wirkung. Was sagt der einzelne Schuhtyp über seine Trägerin aus?

Schuhe können bemüht oder verführerisch wirken. Sie können einladend oder bedrohlich sein, manchmal auch nichtssagend und langweilig. Natürlich können Schuhe auch weglaufen, aber meist zeigen sie, worauf wir zugehen wollen. «Träume an unseren Füßen zu tragen», sagte der legendäre Schuhdesigner Roger Vivier, «bedeutet, dass wir anfangen, unsere Träume wirklich zu machen.» Hier neun Beispiele dafür, wie ein Schuh eine Gemütsverfassung mitteilen kann.

1. Verführerisch — Rote Lackleder-Stilettos mit Zehn-Zentimeter-Absätzen: das Instrument der modernen Verführerin, eine zeitgenössische Version des alten Sirenengesangs. Rot, die Farbe von Sexualität und Macht. Sie steht noch immer für die einzigartige Signalwirkung, die sie schon 1673 hatte, als Louis XIV und auserwählte Adlige rote Absätze trugen als Zeichen dafür, dass sie bereit waren, «jeden Feind des Staates zu zertreten». Heute trägt man rote Schuhe allerdings eher, um sich Freunde, als um sich Feinde zu machen.



Freunde statt Feinde: Lackleder-Stilettos.

2. Avantgarde — Auf Anhub und aus gewissen Blickwinkeln sehen diese scheinbar zehenfreien Schuhe von Céline aus wie klassische, unspektakuläre Pumps im Nude-Look. Aber dann entpuppen sich die Zehen als Trompe-l'Œil und machen die einfachen Schuhe zum schlaun Witz, zum surrealistischen Statement, zum Aufschrei gegen den Status quo. Das ist das Ding mit Schuhen: Ihr Wispern kann sehr laut sein.



Aufschrei: Trompe-l'Œil von Céline

3. Raffiniert — Als die Moderevolution der frühen sechziger Jahre zu Ende ging, war statt der ehemals idealen weiblichen Sanduhr-Silhouette die schmale, junge Figur gefragt, die ständig in Bewegung war. Das erforderte auch einen neuen Schuh. 1965 kreierte Roger Vivier den Pilgrim-Pumps, der zu einer Ikone im Schuhdesign werden sollte. Ursprünglich war er passend zu Yves Saint Laurents Mondrian-Kleid entworfen worden. Aber seit er 1967 als Lieblingsschuh von Catherine Deneuve in «Belle de jour» auf der Leinwand erschien, gehört er fest zur Kollektion des Meisters – ein Schuh, der sämtliche Mode-Rebellionen überstanden hat.

4. Verspielt — Was kommt heraus, wenn man die Fantasie eines Cartoon-inspirierten japanischen Künstlers mit einem Schuh kombiniert,



Kinderherz: Vault by Vans × Takashi Murakami.

den Kaliforniens Skateboarder einst populär machten? Die Verschmelzung der Kulturen kam vor kurzem durch eine Zusammenarbeit zustande: Vault by Vans × Takashi Murakami. Murakami, bekannt für kräftige Farben, eigenwillige Motive und Pop-Einflüsse, steht für Skurrilität und Verspieltheit. Er hoffte, dies auch mit der Wahl des Schuhwerks zu unterstreichen. «Ich dachte, es wäre nett, wenn die Schuhe unsere Kunden wieder an ihr Kinderherz und ihre Werte als Kinder erinnern könnten», sagte er der Online-Plattform High-



Werden langsam zum Klassiker: Gladiator-Heels.

snobity. Es scheint durchaus einen Markt für das Kinderherz zu geben. Die bunten Skater-Modelle kamen im Juni auf den Markt. Eine Woche später waren sie ausverkauft.

5. Stark — Der Gladiatoren-Trend kam in den letzten zwölf Jahren so oft wieder, dass der Stil langsam zum Klassiker wird. 2008 entwarf Nicolas Ghesquière für Balenciaga einen kniehohen Stiefel, der das Ideal des Gladiators perfekt wiedergab. Er war der furchtlosen Männer würdig, die im alten Rom laut ihrem

Schwur bereit waren, «verbrannt, gefesselt und geschlagen zu werden und durch das Schwert zu sterben».

6. Dornig — Nichts ist leise an der Zusammensetzung aus scharfen Zacken und metallischen Beschlägen. Ecken und Spitzen überall, dazu ein hartes, metallisches Finish, als seien sie für die brutale Königin einer postapokalyptischen Metropolis gedacht. Designer war Christian Louboutin, der sie 2008 für eine Kollektion von Rodarte entwarf, die teilweise von japanischen Horrorfilmen inspiriert war. Das Modell gab es auch in Schwarz – etwas weniger aufsehenerregend, aber nicht weniger grossartig.

7. Hübsch — Es gibt in der heutigen Mode nicht viel Platz für Hübsches. Hübsch im traditionellen Sinn des Wortes, weich und weiblich. Das, was unsere Grossmütter einst im Sinn hatten, wenn sie ihre burschikosen Töchter mahnten, etwas Lippenstift aufzulegen, «weil ihr ja jemanden kennenlernen könntet». Hübsch ohne Ironie. Die hübschen Stilettos in rosa Spitze von Jimmy Choo haben nur zwei sehr simple Absichten: schmückend und einladend zu sein. Manchmal reicht das. Wenn nicht, paaren Sie sie mit einer schwarzen Lederjacke. Dann spielen Sie ein ganz anderes Spiel.

8. Anmutig — In den fünfziger Jahren geschah etwas mit der allgemeinen Wahrnehmung, als Audrey Hepburn erstmals in engen Hosen und Ballerinas auf der Leinwand erschien. Die Modefantasie veränderte sich einschneidend. Mehr als ein halbes Jahrhundert später ist der Hepburn-Look immer noch quicklebendig unter modebewussten Frauen. Anders als die meisten war Hepburn eine ausgebildete Balletttänzerin. Aber ehrlich, wenn es um Ballerinas geht, ist die Form sehr viel wichtiger als die Funktion.

9. Gelassen — In ihrer Geschichte stand die Birkenstock-Sandale immer für Substanz, nie für Status. Sie war ökofreundlich, reparierbar, bequem und langlebig. Birkenstöcke waren in den sechziger und siebziger Jahren das bevorzugte Schuhwerk der Gegenkulturen. Bis auf eine Ausnahme in den neunziger Jahren, als sie kurz in der Grunge-Szene auftauchte, pflegte die Marke ihren ernsten Ruf, zum Vergnügen der Komfortbetonten und zum Schrecken der Sex-Appeal-Orientierten da zu sein. Als Céline 2012 nerzgesäumte Birkenstöcke auf dem Laufsteg zeigte, begann ein Umdenken. Seit Komfort modetauglich und Hässlichkeit anziehend geworden ist, hat die Birkenstock-Sandale endlich ihren Moment. Möglicherweise das Designer-Äquivalent zur Schildkröte, die das Rennen gewinnt.

Aus dem Englischen von **Beatrice Schlag**

Wirtschaft

Schweizers Schuhe

Im Durchschnitt kauft hierzulande jede Person fünf Paar Schuhe pro Jahr, Frauen geben doppelt so viel aus wie Männer. 50 Prozent der verkauften Damenschuhe kosten weniger als 80 Franken.

Wenn Männer das Gefühl beschleicht, ihre Frauen würden mit ihren Schuhkäufen das Familienbudget überdurchschnittlich belasten, so liegen sie richtig. Zumindest gemäss Statistik. Jährlich werden in der Schweiz 46 Millionen Paar Schuhe verkauft, das macht im Durchschnitt rund fünf Paar pro Person. Laut dem Branchenverband Schuh Schweiz liegt der Anteil an Damenschuhen bei 70 bis 80 Prozent. Diese Angabe deckt sich mit einer Erhebung aus Deutschland, wo pro Jahr und Haushalt durchschnittlich 252 Euro für Schuhe ausgegeben werden, wobei die Kosten für Frauenschuhe mit 143 Euro doppelt so hoch sind wie für Männerschuhe (70 Euro).

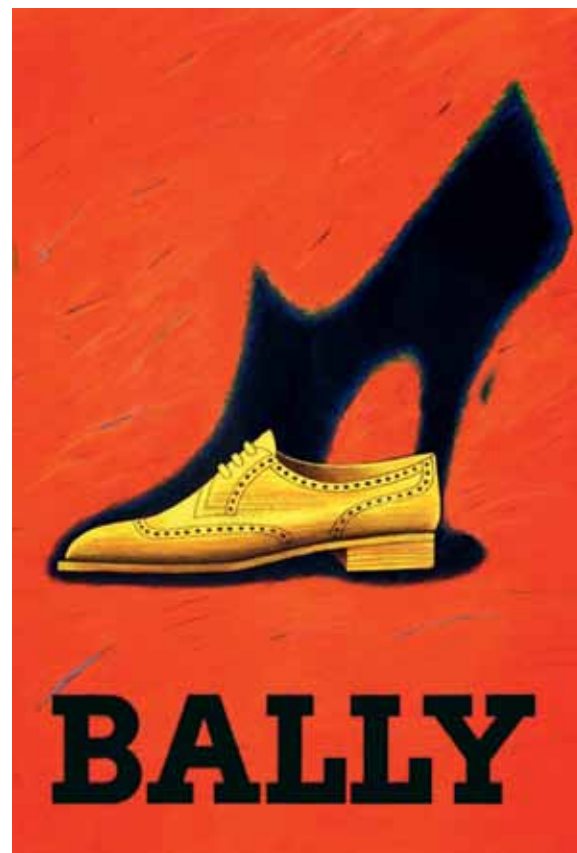
Die Schuhe nehmen allerdings keine Sonderstellung ein: Auch für textile Bekleidung geben Frauen rund doppelt so viel Geld aus wie Männer.

Der Gesamtschuhumsatz (Kinder-, Damen- und Herrenschuhe) in der Schweiz beträgt 2,4 Milliarden Franken. Damit die Männer die Schuhausgaben ihrer Gattinnen besser einordnen können, hier das Preisgefüge der verkauften Damenschuhe: 50 Prozent kosten weniger als 80 Franken, 35 Prozent zwischen 80 und 160 Franken, 10 Prozent zwischen 160 und 250 Franken und 5 Prozent mehr als 250 Franken.

Niedergang eines Industriezweigs

Der Anteil der in der Schweiz produzierten Schuhe liegt wohl im Promillebereich, die hiesigen Schuhproduzenten fristen nur ein Nischendasein. Genaue Zahlen sind nicht erhältlich, der Verband schweizerischer Schuhindustrieller hat sich 2006 im Streit aufgelöst – ein Symptom des Niedergangs dieses einst blühenden Industriezweigs.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts existierten hierzulande mehr als achtzig Produktionsbetriebe. Bally mit seinen Fabriken in Schönenwerd und Dottikon – damals einer der grössten Schuhhersteller der Welt – verkaufte im Rekordjahr 1916 3,9 Millionen Paar Schuhe und beschäftigte über 7000 Mitarbeiter. Fünf Jahre später sank die Jahresproduktion auf 1,8 Millionen Paar. Ab den 1970er Jahren wurde der Schweizer Markt zunehmend mit Schuhen aus Billiglohnländern überschwemmt, die meisten Fabriken mussten schliessen.



Einmal einer der Grössten der Welt: Bally-Plakat, 1987.

Heute führt China die Schuhimportstatistik an, mit grossem Abstand vor Italien und Vietnam.

Bally stellte Mitte Februar 2000 nach mehreren Besitzerwechseln die Produktion in Schönenwerd ein, die verbliebenen 130 Mitarbeiter erhielten die Kündigung. Heute fabriziert Bally einen Teil seiner Luxuschuhe immerhin noch in Caslano TI.

Zu den grössten noch vorhandenen Schuhherstellern gehört Fretz Men mit einer Jahresproduktion von rund einer halben Million Paar. Der Hersteller aus Fahrwangen AG konzentriert sich mit seinen 75 Mitarbeitern auf bequeme, atmungsaktive Herrenschuhe.

Die anderen Produzenten haben sich grösstenteils noch stärker spezialisiert: Künzli in Windisch AG auf orthopädische Produkte und Retro-Turnschuhe, Kybun (Kyboot) in Sennwald SG auf Luftsohlenschuhe, Graf Skates in Kreuzlingen TG auf Schlittschuhe, Kandahar in Thun BE auf edle Freizeitschuhe, Schneider in Amriswil TG auf Damenschuhe für schlanke Füsse, Lienhard in Thun BE auf birkenstockartige Frauensandalen.

Rico Bandle

«Sehr erotisch»

Die Wahl der richtigen Schuhe stellt die Frau vor besondere Herausforderungen. Oder etwa nicht? Prominente Schweizerinnen geben Auskunft.

Heliane Canepa, Unternehmerin

Schuhe sind mir sehr wichtig – solange sie bequem sind. Deshalb trage ich seit bald dreissig Jahren nur Turnschuhe, selbst in Kombination mit Geschäftsanzug. Ich besitze vielleicht ein Dutzend Paar. Ob sie sexy oder weiblich wirken, ist für mich irrelevant.

Xenia Tchoumitcheva, Model und Modebloggerin (www.chicoverdose.com)

Mit zwanzig, nach dem ersten Jahr, in dem ich voll gearbeitet hatte, konnte ich mir endlich ein Paar Christian Louboutins leisten, das war für mich ein spezieller Moment. Wie viele Schuhe ich heute habe? Keine Ahnung, viel zu viele jedenfalls, immer mal wieder entrümple ich den Schuhschrank und gebe die aussortierten Exemplare weg für wohltätige Zwecke. Möchte ich mich richtig sexy fühlen, so sind hohe Absätze und sichtbare Zehen Pflicht. Meine neuen Zanottis von Kanye West zum Beispiel wirken sehr erotisch. Schuhe haben in der Mode eine ausserordentliche Stellung: Sie ziehen die Aufmerksamkeit auf sich wie kaum ein anderes Kleidungsstück. Auch wenn man schlichte Kleidung trägt, mit einem schönen Schuh ändert sich das Erscheinungsbild gänzlich. Das gilt übrigens nicht nur für Frauen, sondern auch bei Männern.

Regula Stämpfli, Politologin

Wie viele Schuhe ich besitze, verrate ich nicht, da ich Privates und Öffentliches trenne. Von meinen französischen Freundinnen habe ich indessen gelernt, dass gerade grossgewachsene Frauen verdammt hohe Absätze tragen sollten, was ich (1,80 Meter) mit grosser Lust

«Hohe Schuhe trainieren den Beckenboden auf sehr weibliche Art.»

tue, und dabei fühle ich mich unheimlich weiblich. Als junge Frau hätte ich mich das nie getraut, da die deutschschweizerische Sozialisation mit dem Ideal eines grösseren, stärkeren Partners noch Wirkung zeigte. Heute weiss ich, dass die Attraktivität vom Esprit, Charme und Humor abhängt und nicht von irgendwelchen biologischen Faktoren bestimmt ist, was mich glücklich macht. Um aber trotzdem etwas Biologie nicht zu verneinen: Hohe Schuhe trainieren den Beckenboden auf sehr weibliche Art, und schliesslich

geht es mir bei der sogenannten «Frauenfrage» nicht einfach um die Mannwerdung der Menschen mit Menstruationshintergrund, sondern um das Fest, anders, vielfältig, ungewöhnlich, lustvoll und unangepasst zu sein.

Patricia Boser, Fernsehmoderatorin («Lifestyle», «Boser & Böser»)

Schuhe geben mir die Möglichkeit, Gegensätze zu zelebrieren. Darum trage ich zu einem sportlichen Outfit gerne High Heels und zu einem eleganten Look auch mal Boots oder Turnschuhe. Natürlich sind High Heels der Inbegriff von *sexiness* und Weiblichkeit, die Kreationen der Schweizer Designer Lele PyP verkörpern für mich genau dieses Statement. Deshalb trage ich dieses Label auch regelmässig in meinen Sendungen. Für den Moment ist mein besonderes Erlebnis, dass mein 12-jähriger Sohn die gleiche Schuhgrösse trägt wie ich; wir teilen uns Sneakers und auch die Wanderschuhe. Gezählt habe ich meine Schuhe ehrlich gesagt noch nie, ich lebe nach dem Motto: Es sind garantiert viele, und doch nicht genug!

Raquel Marquard, PR-Fachfrau

Als junge Frau, nach der Lehre, bin ich ständig mit High Heels rumgelaufen, allerdings waren diese damals noch nicht so mörderisch wie heute. Schuhe sind für mich das wichtigste Accessoire geblieben, wichtiger als die Handtasche, hier spare ich nie. Jede Saison habe ich andere Lieblingsschuhe, zurzeit sind das flache, hochgebundene Römersandalen von Valentino. Die bequemsten Schuhe sind jene vom Label «The No Animal Brand» meiner Tochter Bianca Gubser. Das gewagteste Modell, das ich je getragen habe, war ein Emilio-Pucci-Overknee-Stiefel mit einem 12-Zentimeter-Absatz. Der fühlt sich an wie eine zweite Haut. Bisher hatte ich allerdings erst einmal den Mut, ihn anzuziehen, letztes Jahr, zu Hause an meinem Geburtstag.

Trudie Götz, Mode-Unternehmerin (Trois Pommes)

Ich liebe Schuhe. Vor dem Anziehen stelle ich das ausgewählte Paar auf und betrachte es wie eine Skulptur. Ein guter Schuh gibt mir ein gutes Gefühl, er ist die Verbindung zum Boden, man tritt ganz anders mit ihm auf. Allerdings gibt es Schuhe für den Kopf und Schuhe für die Füsse. Wenn ich mit High Heels auftrete, habe ich immer Ballerinas in der Handtasche, um sie gleich nach dem Auftritt zu wechseln. Mei-



Turnschuhe: Canepa.



Lustvoll: Stämpfli.



«Ausserordentliche Stellung»: Tchoumitcheva.



«Viele, und doch nicht genug»: Patricia Boser.

ne liebsten Schuhe sind die Stallion-Boots von Pedro Muñoz. Diese Westernstiefel habe ich in allen Farben, nur nicht in Schwarz, Schuhe müssen für mich bunt sein. Hohe Absätze sind nicht unbedingt nötig, um sexy zu wirken, neun Zentimeter reichen oft aus, es müssen nicht elf sein. Nächsten Winter kommen Herrenhalbschuhe für Frauen auf den Markt, die mit weissen Socken ganz toll aussehen – die werden gross rauskommen.



«Zweite Haut»: Raquel Marquard.



«Wie eine Skulptur»: Trudie Götz.



Schwäche: Rühl.



Zum Wandern: Rickli.

Monika Rühl, Direktorin Economiesuisse

Ich gebe es gerne zu: Ich habe eine Schwäche für Schuhe! Denn ein schöner Schuh wertet die Kleidung auf und verleiht ihr Eleganz und eine besondere Note. Ich trage gerne Schuhe mit einem mittleren Absatz; für High Heels fehlt mir leider die Übung. Bei der Aufnahme in den diplomatischen Dienst kaufte ich mir ein Paar klassische Pumps mit passender Handtasche. Beides zusammen riss ein tiefes Loch in mein damaliges Budget. Ich weiss nicht, wie viele Paar Schuhe ich besitze. Glücklicherweise hat es in meiner Wohnung wenig Stauraum, und ich muss mich aus Platzgründen beschränken. PS: Wann macht die *Weltwoche* eine Bestandesaufnahme zum Verhältnis des Mannes zum elektronischen Gadget?

Natalie Rickli, Nationalrätin (SVP)

Meine Favoriten sind Turn- und Wanderschuhe, zum Joggen und zum Wandern.

Zusammengestellt von Rico Bandle

Kultobjekte

«Imelda Marcos war bescheiden»

Helen Persson betreut im Londoner Victoria and Albert Museum die Schuhkollektion. Sie hat die Prachtstücke der Sammlung für eine vielbeachtete Schau zusammengetragen.

Wie läuft die Ausstellung?

Wirklich gut. Die grösste Überraschung war: Jeder hat eine Meinung zu Schuhen, weil man zu ihnen eine emotionale, ziemlich persönliche Verbindung hat. Das gilt sogar für Männer.

Was ist das Besondere an Schuhen?

Sie verändern das Leben. Bis ins frühe 20. Jahrhundert besaßen die Menschen in Europas ländlichen Gebieten höchstens ein Paar Schuhe für den Sonntag. Schuhe waren nur etwas für Reiche. Das erklärt, warum manche Menschen Schuhe horten.

So wie Imelda Marcos?

Die war mit zirka 1000 Paar sehr bescheiden. Die Schriftstellerin Danielle Steel hat 6000 Paar, Jennifer Lopez hat eine gigantische Schuhkollektion, und Paris Hilton hat einen eigenen Raum nur für Designerschuhe.

Sind Frauen denn vernarrter in Schuhe als Männer?

Das kann man so nicht sagen. Sicher, bei Frauen kommt der Modefaktor dazu. Aber immer mehr Männer investieren in gutes, schönes, handgefertigtes Schuhwerk. Früher haben sie sich einen teuren Anzug gekauft und sich nicht um die Fussbekleidung gekümmert. Das ändert sich.

Wann wandelten sich Schuhe zum Statussymbol?

Im alten Ägypten und im klassischen Griechenland durften Sklaven keine Sandalen tragen. Die waren der Oberschicht vorbehalten. Wenn Sie noch weiter, in die nicht dokumentierte Vergangenheit zurückgehen, dann kann man sich vorstellen, dass irgendjemand einmal die Lederriemchen, die die Sohle am Fuss hielten, mit bunten Perlen verzierte – und schon war eine Mode geboren.

Die schnurstracks zu geradezu irrsinnigen Designerkreationen von heute führte ...

Da geht es um ein Zugehörigkeitsgefühl: Wenn ich Schuhe von Manolo Blahnik oder Christian Louboutin trage, gehöre ich zu einem exklusiven Klub. Du wirst in ihnen herumlaufen, selbst wenn sie zu eng oder zu hoch sind. Es ist rätselhaft, wie viel Schmerz wir bei Schuhen erdulden, wenn sie uns nur gut aussehen lassen. Bei einer Jacke würde das niemand akzeptieren. Bei Schuhen führt das dann zum *sitting shoe*.

Wie bitte, der Sitzschuh?

Ja, Schuhe, in denen man nicht laufen sollte. Der Schuh entscheidet, wie ich mich bewege. Je weniger praktisch er ist, desto mehr be-



«Es geht um ein Zugehörigkeitsgefühl»: Persson.

schränkt er meine Bewegungsfreiheit. Da sind wir wieder beim Status: Wer nicht laufen muss, muss nicht arbeiten. Und wer nicht arbeiten muss, ist reich.

Warum gibt es Modedesigner, die lieber Schuhe als Kleidung entwerfen?

Sie interessiert das Handwerkliche. Die Fertigung von Schuhen ist oft reine Ingenieursarbeit. Da gibt es strukturelle Herausforderungen: Schwerkraft, Tragfähigkeit. Diese Handwerkstradition wird dann mit dem künstlerischen Anspruch verknüpft. Manche Kreationen sind wahre Kunstwerke, die man sich auf den Kaminsims stellen könnte.

Aber entscheidend ist der hohe Absatz?

O nein, schon längst nicht mehr. Heute entwerfen Designer wahrhaft stylische, glamouröse flache Schuhe. Louboutin hat eine Wahnsinnskollektion. Es gibt da diese falsche Vorstellung, wie sie unlängst bei den Filmfestspielen in Cannes hochkam, dass man nur mit High Heels auf den roten Teppich dürfe. Unfug. Es gibt festliche Gelegenheiten, da können Sie mit Absätzen gar nicht hin. Oder wollen Sie bei einer Gartenparty bei jedem Schritt im Rasen versinken?

«Shoes: Pleasure and Pain»: Victoria and Albert Museum, London, bis 31. Januar 2016

Interview: Wolfgang Koydl

Merkels EU

Von Henryk M. Broder — Die Kanzlerin macht gewagte Aussagen zur Souveränität.



Oops! She did it again!» Letzten Montag, nach ihrem Gespräch mit dem französischen Präsidenten Hollande, trat Angela Merkel vor die wartende Presse, um eine Erklärung zur Lage ab-

zugeben. Dabei sagte sie unter anderem: «Wir haben eine geteilte Souveränität, weil wir eine gemeinsame Währung haben.» Eine Woche zuvor, bei einem Festakt zum 70. Geburtstag der CDU, rief sie ihren Freunden zu: «Der Euro ist mehr als eine Währung, er gründet sich auf gemeinschaftliches Vertrauen.»

Dazwischen lag das Referendum in Griechenland und eine Hitzewelle, wie sie Deutschland lange nicht mehr erlebt hatte. Je klarer wird, dass der Euro als gemeinsame Währung für 19 verschiedene Ökonomien so viel taugt wie eine Medizin für 19 Patienten, die über alle Abteilungen einer Klinik verteilt liegen, umso intensiver werden die Versuche, ihn zu einer Art Zaubertrank zu erklären, der alle Leiden heilt. Wie kann eine Währung «mehr als eine Währung» sein? Der Franc, die DM, der Gulden, die Drachme hatten eine Geschichte, der Euro ist eine fixe Idee, dazu erdacht, eine «europäische Identität» herzustellen. «One size fits all», ebenso gut könnte man alle Europäer dazu verpflichten, nur noch Genever zu trinken oder Polenta zu essen.

Wenn die Kanzlerin nun sagt, wir hätten eine geteilte Souveränität, «weil wir eine gemeinsame Währung haben», dann ist auch das mehr als gewagt. Die EU – bzw. die Euro-Zone – ist kein Bundesstaat, nicht einmal ein Staatenbund, die «Vereinigten Staaten von Europa» existieren nur in der Fantasie einiger Überflieger.

Die Kommission ist keine Regierung, die Kommissare sind keine Minister, das Parlament ist ein Plenum, in dem nur einer etwas zu sagen hat, nämlich der umtriebige Präsident des Hauses. Das einzige demokratisch legitimierte Organ ist der Europäische Rat, das Gremium der Staats- und Regierungschefs der EU. Die Staaten haben einige Kompetenzen an die EU übertragen, ihre Souveränität aber behalten. Von einer «Teilung der Souveränität» ist in keinem Abkommen die Rede. Das wäre schon deswegen absurd, weil dann die Euro-Staaten innerhalb der EU einen Sonderstatus hätten. Aber was redet man nicht so alles, wenn es heiss ist und einem das Wasser bis zum Hals steht.

Auf zum letzten Gefecht!

Von Silvio Borner — Die SRG ist die Ausdehnung der Volksschule auf das ganze Leben. Nachdem alle ökonomischen Begründungen weggefallen sind, kann sie sich nur noch ideologisch rechtfertigen.

Früher waren die Linken noch offen Marxisten. Sie sprachen von Ausbeutung, Klassenkampf und Überwindung des Kapitalismus. Heute sind sie inhaltlich geschmeidiger und im Ton sanfter. Statt um Ausbeutung geht es um «Diskriminierung», statt um Klassenkampf um «Solidarität», und die Überwindung des Kapitalismus ist neu in den Begriff «Service public» gekleidet. Das «public» ist von vornherein verdächtig, weil emotional belastet und opportunistisch einsetzbar. Aber immer geht es darum, dass die Öffentlichkeit – lies: der Staat – etwas für Einzelne tun soll. Mit den Mitteln der Allgemeinheit. Beim Service public bezahlen einige für den Konsum von anderen.

Durch die Brille des Ökonomen betrachtet, ist Service public ein Umverteilungs-Höhenflug mit Hilfe politischer Lockvögel. Warum? In der Ökonomie bildet das klassische private Gut den Normalfall. Beispiel Cervelat: Diesen erwirbt der selber zahlende Konsument als privates Eigentum und kann so alle anderen vom Konsum ausschliessen. Wenn ich nicht dafür bezahle, bekomme ich ihn nicht. Und wenn ich ihn gegessen habe, kann kein anderer mehr dran. Nimmt ihn mir jemand weg, muss er mir den Schaden vergüten.

Neben solchen privaten Gütern und Leistungen unterscheiden wir drei Arten, bei denen der Staat eingreifen muss: öffentliche Güter, meritorsche Güter und natürliche Monopole. Die wichtigsten Merkmale sind zum einen die sogenannte Nicht-Rivalität im Verbrauch. Wenn A durch die Armee beschützt wird, sind dies auch B und C, ohne den Schutz von A zu verringern. Zum anderen können bei öffentlichen Gütern zahlungsunwillige «Konsumenten» nicht vom Nutzen ausgeschlossen werden. Entweder ist ein Land sicher oder nicht. Solche öffentlichen Güter sind also steuerfinanziert vom Staat bereitzustellen.

Meritorsche Güter sind nicht öffentliche Güter im obigen Sinn, sondern Dienstleistungen, die vom Staat erbracht werden, weil dieser zu wissen glaubt, wir müssten diese Leistungen in unserem eigenen Interesse (oder jenem der Gemeinschaft) konsumieren. So erklärt die Politik beispielsweise die Volksschule für alle obligatorisch oder zwingt alle Hundehalter zu Hundekursen. Früher mussten Kinder in der Primarschule während der Pause Milch trin-

ken, weil dies als ganz besonders gut galt. Meritorische Güter sind aus liberaler Sicht problematisch, weil erstens zu beweisen wäre, dass der Markt diese Leistungen nicht erbringen kann, und weil zweitens die Gefahr gross ist, dass gewisse politische oder ideologische Eliten befehlen, was für uns meritorisch als «gut» zu gelten hat. Meritorische Güter werden durch die Politik definiert.

De Wecks linke Weisheiten

Demgegenüber sind natürliche Monopole wieder ökonomisch bestimmt. Es geht darum, dass ein einziger Anbieter in dem Sinne effizient ist, dass er wegen sinkender Kosten billiger anbieten kann als eine Vielzahl. Dies ist besonders leicht zu verstehen bei Netzwerken, die mit der zunehmenden Zahl ihrer Nutzer effizienter werden (Starkstromnetze oder Verteilnetze beim Strom, Tramnetze in Städten). Hier muss der Staat entweder den Bereich verstaatlichen oder sektorspezifisch regulieren.

Die graue Theorie zeigt, dass die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) sicher kein öffentliches Gut produziert, weil man ja heute beim Konsum einzelner Sendungen oder Dienstleistungspakete sehr wohl die Nicht-Zahler ausschliessen kann. Ebenso sicher ist es kein nat-



türliches Monopol (mehr), weil die Frequenzen nicht mehr knapp sind, sodass wir mit Swisscom, Cablecom, Mobil- und Satellitennetzen verschiedene Plattformen zur Auswahl haben.

Das Einzige, was für die SRG argumentativ übrig bleibt, ist der meritorsche Charakter ihrer Sendungen. Ein solches Argument greift offensichtlich nicht bei Entertainment, Sport, Wetter und Filmen. Es ergibt keinen Sinn mehr, dass wir diese von einer überbewerteten SRG beziehen sollen, weil wir dafür Dutzende, ja Hunderte von anderen Angeboten zur Verfügung haben. Bleiben schweizerische Polit- und Kulturthemen, die dem nationalen Zusammenhalt dienen (sollen). Aber hier kann man nur alle zwingen, dafür horrenden Gebühren zu bezahlen, aber niemanden dazu verdonnern, sich das auch anzusehen. Wenn die Linke sich so sehr für diesen SRG-Service public einsetzt, dann nur, weil sie hier ihre Wahr- und Weisheiten auf Kosten der gesamten Bevölkerung «meritorisch» an den Mann beziehungsweise an die Frau bringen kann.

Verschleisserscheinungen

Von Hansrudolf Kamer — Frankreichs Präsident François Hollande will Griechenlands Linksregierung stützen, um sein Lager zusammenzuhalten. Im Euro-Poker versucht er, die deutsche Führungsrolle zu sabotieren.



Der französische Präsident Hollande will Griechenland helfen, sein eigenes Land aber lässt er leiden. «Ich bin bereit, dir zu helfen, aber du musst mich helfen lassen», flötete er am Telefon Alexis

Tsipras ins Ohr, nachdem die Griechen ihr trotziges Nein verkündet hatten. Dann empfing er die deutsche Bundeskanzlerin Merkel im Elysée, und einen Tag später kamen die Euro-Lenker in Brüssel zusammen.

Hollande spielt europäischer Krisenmanager und möchte gerne die deutsche Führungsrolle unterlaufen. Das französische Linksregime kann mit dem deutschen Kurs in der Euro-Krise wenig anfangen. Es spielt den Heckenschützen, wagt aber keine offene Konfrontation. Der energische Regierungschef Manuel Valls spricht davon, «le couple franco-allemand», das französisch-deutsche Tandem, aufzuwecken, das seit der Wahl Hollandes vor drei Jahren im Koma liegt.

Die Aussichten dafür sind nicht gut. Das Treffen mit Merkel in Paris spiegelte Ratlosigkeit nach fünf Monaten erschöpfender Griechenland-Verhandlungen. Hinter den Floskeln über Dialogbereitschaft verbergen sich grundlegende Differenzen. Lange Zeit versuchte Frankreich, ein Bindeglied zwischen den Griechen und Deutschen zu sein. Diese Politik krankte daran, dass Frankreich zu schwach ist und es in der Euro-Zone und in der Europäischen Union insgesamt keine Mehrheit für Hollandes Linkskurs gibt.

Triumph der Freiheit

Immer wenn Entscheidungen anstehen, muss Hollande gegenüber Merkel zurückstecken. Während die Bundeskanzlerin ihr Land hinter sich weiss und der «harte» Finanzminister Schäuble so populär ist wie nie, hat der Präsident in Frankreich einen schweren Stand. Alle Gruppen links der Sozialisten, aber auch der Front national feierten das griechische Nein als Triumph der Freiheit, als Rebellion gegen das Spardiktat der Europäer, will sagen, der Deutschen.

Das entspricht mehr oder weniger Hollandes Meinung, auch wenn sie selten klar zu erkennen ist. Er muss verhindern, dass Grie-

chenland aus der Euro-Zone ausscheidet, um das Scheitern seiner eigenen Politik zu kaschieren und die Linke in Frankreich zusammenzukitten. Jean-Michel Baylet, der Chef der Linksradiakalen (PRG), die in der Regierung Valls vertreten sind, erklärte, das Resultat des griechischen Referendums sei eine Bankrotterklärung der deutschen Position. Er verlangte von Hollande, er müsse sich nun an die Spitze der Diskussionen stellen.

Das versucht Hollande auch, doch kaum jemand hört ihm zu. Frankreichs Schwäche in Europa ist eine Folge der Unfähigkeit, mit Wirtschaftsreformen das Wachstum anzutreiben und die Arbeitslosigkeit zu reduzieren. Im Mai ist sie zum vierten Mal nacheinander angestiegen auf mittlerweile 10,4 Prozent, und zwar stärker als erwartet. Das Wachstum der Wirtschaft für 2015 wird mit mageren 1,2 Prozent prognostiziert, was bei weitem nicht ausreicht, um die öffentlichen Finanzen ins Gleichgewicht zu bringen.

Auch die französische Staatsverschuldung ist stärker und schneller angeschwollen, als die Regierung in Aussicht gestellt hatte. Vor seiner Wahl im Jahr 2012 hatte Hollande erklärt, er werde die Verschuldung in drei Jahren von damals 88,7 auf 85,8 Prozent des Brutto-sozialprodukts drücken. Heute steht sie bei 97,5 Prozent. Allein in den letzten drei Mona-

ten hat sie rasant zugenommen. Sollten die Zinsen auch nur wenig steigen, geraten die Dinge ganz aus dem Lot.

Die finanzielle Sanierung hat für den Präsidenten keine Priorität. Er will lieber umverteilen. Deshalb erhöhen sich die Ausgaben weiter. Und je näher das Wahljahr 2017 rückt, desto mehr. Er will sich nur als Kandidat zur Verfügung stellen, wenn vor den Wahlen die Arbeitslosigkeit verringert wird. Deshalb sind soeben neue Programme zur staatlichen Unterstützung von Arbeitsplätzen angelaufen. Im nächsten Jahr werden es noch mehr sein. Das alles soll rechtzeitig Früchte tragen und Hollande die Kandidatur ermöglichen.

Ablehnungsrate von 77 Prozent

Ob das Kalkül aufgeht, ist offen. Seine Umfrageergebnisse sind weiterhin erbärmlich. Hollande hat eine Ablehnungsrate von 77 Prozent. Ein Lichtblick ist, dass seine Konkurrenten nicht viel besser dastehen. Marine Le Pen wird von 71 Prozent, Sarkozy von 66 und Manuel Valls von 61 Prozent der Befragten abgelehnt. Nur gerade Alain Juppé, der Bürgermeister von Bordeaux und Rivale Sarkozys bei den Republikanern, wie die Konservativen inzwischen heissen, wird positiv bewertet.

Bald beginnt der grosse Exodus in die Ferien. Nach der *rentrée* mag die Welt wieder anders aussehen. Doch das politische Personal in Frankreich wirkt verbraucht. Sollten wieder Hollande und Sarkozy gegeneinander antreten, wird die Apathie zunehmen. *Le Monde*, das Blatt der kulturellen Linken, konstatiert leicht resigniert, das Land bringe nicht einmal neue Kräfte wie Syriza in Griechenland oder Podemos in Spanien hervor. Vielleicht ist das aber auch besser so.



Kaum jemand hört ihm zu: Präsident Hollande, Kanzlerin Merkel.

Zahlen und Maul halten

Von Christoph Mörgeli

Liechtenstein macht es besser: Für das Fürstentum hat ein Beitritt zum Internationalen Währungsfonds (IWF) «keine Priorität». Nach einer Kosten-Nutzen-Analyse kam Vaduz zum Schluss, die Beitrittskosten von 50 Millionen Dollar klüger auszugeben. Die Schweiz macht es schlechter: Der Bundesrat drängte bereits 1992 in den IWF. Ja, er war durch die positive Volksabstimmung so euphorisiert, dass Bundesbern noch vor der EWR-Abstimmung in Brüssel den EU-Beitritt beantragte.

Ablehnende Stimmen wie jene von Währungsspezialist Kurt Schiltknecht (SP) oder der SVP verhallten ungehört. Internationalismus und angebliches Mitreden waren Trumpf. So unterstellten wir uns einem Währungsfonds, der wie alle UNO-Gremien von den Grossmächten nach Belieben dominiert wird. Die Schweiz darf in ihrer Ländergruppe Aserbaidschan vertreten (von wo unser Aussenminister mitunter persönlich Asylbewerber einfliegt). Und zudem Kirgisien, Polen, Serbien, Tadschikistan, Turkmenistan und Usbekistan. Auch unter dem Mikroskop ist ein homöopathischer Schweizer Einfluss im Währungsfonds nicht zu erkennen.

Der IWF hat sich zur Kreditmaschinerie für überschuldete Staaten entwickelt. Die Schweiz ist Teil davon und zum Mitzahlen gezwungen. Der negative Höhepunkt heisst Griechenland. 26 Milliarden US-Dollar hat der Währungsfonds bislang für die Hellenen investiert – das grösste Debakel seiner Geschichte. Jetzt jammert die NZZ am Sonntag, die Schweizer Bedenken seien 2010 nicht angehört worden. Naiver geht's nicht. Wer am Katzentisch sitzt, kann nicht wie ein Löwe brüllen.

Dafür rügt der IWF die Schweiz, ihr Finanzplatz sei zu wenig reguliert, und mischt sich in die Geldpolitik unserer Nationalbank ein. Man will, dass auch wir mit der Kreditkarte unserer Kinder leben und Kredite verteilen, die wir ebenso gut in die nächste Pfütze werfen könnten. Laut Bundesrat handelt es sich bei den Hilfspaketen nicht um Geld aus der Staatskasse. Wie wenn eine Garantie fürs Volksvermögen der Nationalbank besser wäre. Schon die Personalien der IWF-Direktoren mahnen zur Vorsicht: Madame Lagarde schaut, dass französische Banken nicht zu Schaden kommen. Strauss-Kahn war spezialisiert auf New Yorker Zimmermädchen. Und Horst Köhler hat sich ernsthaft überlegt, für 300 000 Euro Lobbyistendienst für das kasachische Despotenregime zu leisten.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

«Oxigen» für fast alle

Von Peter Bodenmann— Die SP Schweiz müsste vielleicht neu Varoufakis einladen.



Durch die Decke: ehemaliger griechischer Finanzminister Varoufakis.

Die Griechen waren mutiger, als die meisten – der Schreibende inklusive – gedacht haben. Noch bewegt sich das Niveau der Debatte – wenn wir den Herren Wolfgang Schäuble, Sigmar Gabriel und Martin Schulz zuhören – auf schwer erträglichem Niveau.

Die beleidigten deutschen Leberwürste halten die Griechen für nicht zurechnungsfähig, obwohl deren wirtschaftspolitische Positionen die Unterstützung von Nobelpreisträgern wie Joseph E. Stiglitz und Paul Krugman geniessen.

Gesine Schwan war zeitlebens eine stramme Antikommunistin. Sie war zweimal Kandidatin der SPD für das Amt der Bundespräsidentin. Schwan hat Gabriel – der bei der Bild-Kampagne gegen die Griechen kräftig mitmottzt – «wissen lassen, dass ich nicht glauben kann, dass er das gesagt hat. Wenn er es aber wirklich gesagt haben sollte, schäme ich mich dafür.»

Auch in der Schweiz gerät einiges durcheinander. Vor noch nicht allzu langer Zeit waren Christian Levrat und Cédric Wermuth vom EU-Ratspräsidenten Martin Schulz begeistert. Sie luden ihn umgehend in die Schweiz ein. Jetzt möchten einige Genossen den sichtlich Überforderten wieder ausladen. Vielleicht müsste die SP Schweiz Varoufakis in den Thurgau holen, um etwas in Sachen Spieltheorie zu lernen.

Die Aufhebung des Mindestkurses war politisch ein Erfolg der SVP. Deshalb feierten Blocher, Köppel und Co. ihren Jordan noch im Ja-

nuar dieses Jahres als grossen Patrioten. Jetzt rutscht die Schweiz in die Rezession, in eine SVP-Rezession. Und die SVP hackt – Ablenkung ist das Gebot der Stunde – auf den Asylsuchenden und auf Simonetta Sommaruga herum. Obwohl in der Ära Blocher von tausend in Europa gestrandeten Asylbewerbern 45 in der Schweiz ihr Gesuch hinterlegten. Und in der Ära der gestrengen Simonetta nur mehr 37. Spielt keine Rolle im Rahmen der faktenfreien Ausländerhatz.

Noch im Januar 2015 ging der neoliberale Mainstream in der Jordan-Logik davon aus, dass nach den Schweizern auch die Dänen kapitulieren müssten. Das Gegenteil ist eingetroffen. Die Dänen verteidigten erfolgreich den festen Wechselkurs und bauen jetzt ihre Devisenreserven schon wieder ab.

Eigentlich hätte nach dem Entscheid der Griechen der harte Franken durch die Decke schiessen müssen. Geschehen ist gar nichts. Weil die Nationalbank heimliche wieder einen neuen Mindestkurs eingeführt hat. Leider auf einem viel zu tiefen Niveau.

Inzwischen ist auch der Walliser CVP-Staatsrat Jean-Michel Cina für einen neuen Wechselkurs von 1.14 Franken pro Euro. Vielleicht wird die CVP das Thema noch entdecken.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Das «Föjetong»

Von Kurt W. Zimmermann — Woran sieht man sofort, dass eine Zeitung sich zur Elite zählt? Man sieht es am F-Wort.

René Scheu wollte eigentlich vom Journalisten zum Unternehmer werden. Der Chefredaktor des *Schweizer Monats* versuchte darum, seine Zeitschrift für sich zu kaufen. Es gelang ihm nicht.

Scheu machte darauf einen anderen Karriereschritt. Er wurde neuer Chef des Feuilletons der NZZ.

Das ist ein guter Anlass, etwas über diesen speziellen Zeitungsteil, genannt das Feuilleton, nachzudenken. In der Schweiz spricht man es französisch aus, [føjtɔ̃], in Deutschland germanisiert man es als «Föjetong».

Das Feuilleton ist in den standardisierten Medien der Gegenwart eine Anomalie. Es ist das letzte Refugium redaktioneller Gesetzlosigkeit, das sich nicht an formale Regeln hält.

Diese Tugend der intellektuellen Anarchie kann man bei einem Schweizer Journalisten besonders schön festmachen. Wir reden vom magischen Martin Meyer. Er leitete das NZZ-Feuilleton 23 Jahre lang, bis er nun an seinen Nachfolger übergibt.

Der magische Meyer schrieb über alles, was ihm vor die publizistische Flinte kam. Er schrieb über den Todesflug der Germanwings-Maschine wie über die Stilformen der Krawatte, er schrieb über Datendiebstahl in der Schweiz wie über Luxushotels in Indien, er schrieb über Dschihad-Attentate wie über Erotik-Selfies, er schrieb über Pablo Picasso wie über Wladimir Putin.

Meyers Feuilleton war viel mehr als ein kreativ erweiterter Kulturteil, es war eine umfassende Plattform der geistreichen Welterklärung. «Der Zeitgeist liefert die Stoffe; das Feuilleton deutet sie aus», schrieb Meyer einmal über sein Arbeitsprinzip. Das ist ein hübsch flexibler Ansatz. Denn der Zeitgeist weht zum Glück überall.

Schreiben ohne Grenzen macht das Feuilleton einzigartig. Im Politikteil schreibt man über Politik. Im Wirtschaftsteil schreibt man über Wirtschaft. Im Sportteil schreibt man über Sport. Im Kulturteil schreibt man über Kultur. Im Feuilleton schreibt man über all dies zusammen, und erst noch je nach Laune und wie es beliebt.

Natürlich ist diese Haltung in der üblichen Biederkeit des heutigen Zeitungsschaffens reichlich arrogant und reichlich elitär. Es gibt darum nur eine Handvoll selbstbewusster Tageszeitungen, die sich dieses F-Ressort zutrauen und es auch so nennen. In der Schweiz hat nur die *Neue Zürcher Zeitung* ein Feuilleton.



Geistreiche Welterklärung: Martin Meyer.

In Deutschland sind es auch nur wenige Blätter wie die *Frankfurter Allgemeine*, die *Süddeutsche Zeitung* und die *Berliner Zeitung*.

Gemeinsam ist ihnen, dass sie das Feuilleton nicht nur als gehobenen Debattierklub, sondern stets auch als politische Plattform definieren, die auch Themen von Islamismus bis Immigration abdeckt. Allerdings ist der Sprachstil lockerer und mehr im Gesprächsjargon gehalten als im politischen Teil.

Diese Tradition der eleganten Reflexion geht auf die goldenen zwanziger Jahre zurück, als Autoren wie Kurt Tucholsky, Joseph Roth, Walter Benjamin, Siegfried Kracauer und Stefan Zweig die Feuilletons bevölkerten.

Auch Carl Spitteler, der 1919 als bisher einziger Schweizer den Nobelpreis für Literatur bekam, steht für diese Tradition. Er arbeitete als Feuilleton-Redaktor bei der NZZ. Er schrieb über Adelstitel genauso wie über Gastwirte, Nutztiere und Italiens Seen.

Bei der Themenvielfalt von Carl Spitteler bis Martin Meyer kann der neue Feuilletonchef der NZZ durchaus mithalten. Zuletzt schrieb René Scheu etwa über den Papst und Roger de Weck, über Sozialdemokratie, Weinbau in Georgien, Erbschaftssteuer, Prostitution und Fussball.

Das ist eine schöne Streubreite, breit genug selbst für die NZZ.

Zahlen, bitte!

Von Beatrice Schlag — Dating und Gleichberechtigung.

Zu den peinlichsten Schwierigkeiten beim ersten Date gehört die Frage, wer zugreift, wenn der Kellner die Rechnung bringt. Das Thema ist alles andere als banal.



Erstens gibt es Zehntausende von heterosexuellen Singles in diesem Land, die dank Internetvermittlungsfirmen mehr oder weniger ständig am Daten sind, also dauernd neu klären müssen, wie das nun geht mit dem Zahlen. Zweitens ist die Frage, ob der Mann allein befragen, die Frau sich beteiligen oder gar den Mann einladen soll, keine finanzielle. Es geht, vor allem für Frauen, um viel mehr. Ob eine mit verschränkten Armen dasitzt, wenn die Rechnung in die Mitte gelegt wird, ob sie erst einmal seine Reaktion abwartet oder selbstverständlich teilen will, erzählt dem Mann eine Menge über sein Gegenüber. Erwartet sie, eine Kreditkarte auf zwei Beinen kennenzulernen? Fände sie es einfach nur gentlemanlike, wenn er sie beim ersten Date einladen würde? Will sie sich an der Rechnung beteiligen und damit von vornherein klarmachen, dass sie eigenständig und nicht auf Geld aus ist? Frauen sollten sich das vorher mindestens so sorgfältig überlegen, wie was sie anziehen.

Nein, umgekehrt ist es nicht das Gleiche. Traditionell zahlt der Mann, und Traditionen verschwinden nicht einfach, nur weil die meisten Frauen heute ihr eigenes Geld verdienen. Von mehr als einer selbstbewussten, selbständigen Frau habe ich gehört, wenn ein Mann beim ersten Date nicht darauf bestehe, zu bezahlen, sei er sofort abgemeldet. Männer, die vorschlagen, die Rechnung zu teilen, seien eh nicht der Rede wert. Warum diese kategorische Einschätzung? Die meisten Frauen antworten, es gehe nicht ums Geld, sondern darum, dass der Mann sich als grosszügig und galant erweise. Ist die männliche Frage nach geteilter Rechnung beim ersten Date ein Kavaliersdelikt? Warum geben Frauen ihre Forderung nach Gleichberechtigung hier plötzlich ab? Vielleicht möchten Männer auch grosszügige Frauen kennenlernen. Heisst: Frauen, die selbstverständlich anbieten, mitzuzahlen. Sie sehen, die Frage ist durchaus komplex. Klar scheint nur eins: Wenn der Mann beim Anblick der Rechnung wortlos die Arme verschränkt, ist er vermutlich nichts fürs Leben.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Man liest von Negativzinsen, wenn man seine Batzen auf die Bank bringt, statt sie unter der Matratze aufzubewahren. Darf ich also umgekehrt Positivzinsen verlangen, wenn ich mein Konto überziehe? *Maria Hufenus, St. Gallen*

Ein indischer Kollege hat mir mal erzählt, was er von seiner Mutter gelernt habe: «You will never get what you did not ask for.» Verlangen darf man alles! Nur, liebe Frau Hufenus, wird niemand einen positiven Zins hergeben wollen. Freuen Sie sich also über die Banknoten mit Nullzinsen, solange es diese noch gibt. Bis auch noch die Matratzen verboten werden, wird es noch ein Weilchen dauern.

Silvio Borner, emeritierter Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität Basel

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Dies hat mit humanitärer Tradition nichts zu tun.»

Karl Meier-Zoller

Treffende Beschreibung

Nr. 27 – «Mutter Simonetta»; Philipp Gut über die Bundespräsidentin

Ein herrliches Titelbild: wie aus einem Devotionalienladen und absolut passend zum Artikel im Innern der *Weltwoche*.

Claude Bürki, Männedorf

Der sehr treffenden Charakterbeschreibung unserer derzeitigen Bundespräsidentin wäre nur noch beizufügen, welche unsägliche Mischung von Ignoranz und Zynismus zutage tritt, wenn Frau Sommaruga den schon bald lästigen Begriff unserer «humanitären Tradition» bemüht. Dieser hat etwas mit dem spontanen Bedürfnis nach Hilfeleistung bei erkennbarem Leid im Nahbereich zu tun und ist auch nicht auf interkontinentaler Ebene gewachsen. Diese Tradition, die in Tschechien offenbar noch gelebt wird, ist bei uns spätestens mit der Einsetzung von Peter Arbenz als erstem hauptamtlichem Delegierten im Asylwesen im Jahre 1985 zu Grabe getragen worden. Ein Delegierter muss Mitarbeiter haben, und diese müssen beschäftigt werden. So ist in den letzten dreissig Jahren eine früher spontane Hilfsbereitschaft des Volkes durch einen eigentlichen staatlich alimentierten Wirtschaftszweig mit Werbekampagnen, Heerscharen von Grossverdienern und Schmarotzern abgelöst worden.

Statt das Volk einmal über diese Sachverhalte und Zusammenhänge zu orientieren einfach etwas über eine humanitäre Tradition hinauszuposaunen, das nehme ich als Freiämter der aus dem Oberfreiamt stammenden Landesmutter persönlich übel.

Hans Christian Müller, Zürich

Wenn die Obrigkeit (Politik, Verwaltung) Gesetze und Verordnungen erlässt, muss sich das Volk, müssen wir uns daran halten. Sonst werden wir bestraft, mit Busse oder Gefängnis, oft drakonisch. Umgekehrt darf die Obrigkeit ihr nicht passende Abstimmungsergebnisse und Volksaufträge ignorieren, hintertreiben, gar offen dagegen wirken. Straffrei. – Die Zeit ist überreif, dem Volk das Gegenrecht einzuräumen, Politik und Verwaltung griffig einzuklagen zu können. *Joseph Meier, Wettingen*

Unsere oberste Hüterin des Asylchaos ist Frau Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga, Freiämterin und in einem katholischen Haushalt aufgewachsen. Asylchaos deshalb, weil unser Land statt echter Flüchtlinge massenhaft illegale Migranten – insbesondere aus Eritrea – aufnimmt und damit neue zukünftige Soziallasten auslöst. Dies hat mit humani-



«Herrlich»: Sommaruga auf dem *Weltwoche*-Titel.

tärer Tradition nichts zu tun, im Gegenteil, es ist im höchsten Mass rechtswidrig. Das Flüchtlingsthema ist in unserem Land schon längst zum Migrationsthema mutiert.

Auch ich bin Freiämter und in einer katholischen Familie aufgewachsen und müsste mich mit einer solchen Nachbarin, die eine derart ideologisierte und kolossal teure Asylpolitik aufzieht, schämen. Wäre da nicht die andere Freiämter Ortschaft: Bettwil, zwischen unseren ehemaligen Wohngemeinden liegend. Bettwil hat sich energisch und letztlich erfolgreich gegen die Aufnahme von sogenannten Flüchtlingen gewehrt. Ich ermuntere daher alle Gemeinden, die ins Fadenkreuz unserer Asyl-beziehungsweise Migrationsverwaltung gelangen, Widerstand gegen geplante Asylunterkünfte zu leisten. Mit Fremdenfeindlichkeit hat das nichts zu tun. Das Moralisieren und Dramatisieren der Protagonisten in der Flüchtlingsverantwortung hat viel mit Selbstverwirklichung zu Lasten der Einwohner und auf Kosten der Steuerzahler zu tun. Dramatisch für unser Land ist vielmehr, dass das Flüchtlings- oder eben Migrationsthema in den Händen einer ehemaligen Pianistin liegt.

Karl Meier-Zoller, Effretikon

Für einige Jahre nach Afrika

Nr. 27 – «Bilateral»; Editorial von Roger Köppel

Wenn Herr Köppel so viele gute Ideen hat und zudem sehr intelligent ist, sollte er für einige

Jahre nach Afrika gehen und dort alle Probleme lösen. Dies würde die Auswanderung stark vermindern und somit das Hauptproblem der SVP lösen. *Jean-Pierre Baer, Aminona*

Ohne Zweifel

Nr. 27 – «Empört und erschüttert»; Kolumne von Peter Bodenmann

Nach längerem Aufenthalt in der Ferne wieder in der Heimat angekommen, lese ich in der *Weltwoche* von letzter Woche die neuste Kolumne von Peter Bodenmann mit dem keinen Zweifel belassenden Untertitel: «Die ängstlichen Griechen werden absehbar ja zum Euro sagen.» Gleichentags lese ich in den Tageszeitungen, dass die Griechen mit über sechzig Prozent nein zum Euro gesagt haben. Unter Abwandlung der schönen Sentenz in der ersten Ausgabe der *Zürcher Zeitung* anno 1780 möchte man warnen: Auch Walliser Hoteliers sollten sich hüten, über Ereignisse zu berichten, noch bevor sie stattgefunden haben.

Christophe Büchi, Lausanne

Kriegsverbrechen systematisch vertuscht

Nr. 27 – «Lotse in der Unterwelt»; Urs Gehrig über Antony Beevor

Die Aussage des Historikers Beevor: «Ich hab noch nie einen amerikanischen Historiker gesehen, der sich mit der Erschiessung von Gefangenen durch US-Soldaten beschäftigt hat», dürfte leider korrekt sein. Erschiessung von gefangenen Gegnern war nicht nur im Zweiten Weltkrieg, sondern ist auch danach weit verbreitet. Dies wird jedoch von offiziellen Stellen und den meisten Mainstream-Historikern stets systematisch totgeschwiegen oder, in den seltenen Fällen, in denen es aufgrund von Zeugnissen Betroffener (oft der durch ihre Taten selbst traumatisierten Täter) ans Licht kommt, stets als Einzelfall abgetan. Aufnahme in die offizielle Geschichtsschreibung (zum Beispiel in Schulbüchern) finden diese regelmässig vorkommenden Verbrechen kaum.

Wir dürfen gespannt sein, welche Sachverhalte in einigen Jahrzehnten über den Irak, die Ukraine, Afghanistan, Syrien, Bosnien, Gaza und so weiter ihren Weg ins Licht finden werden. Es ist eine in der offiziellen Geschichtsschreibung verschwiegene Binsenwahrheit, dass die Wahrheit stets das erste Opfer in jedem Krieg ist, dass es in jedem Krieg zu zahlreichen Kriegsverbrechen kommt und dass Kriegsverbrechen systematisch vertuscht, verschwiegen, verdrängt und kaum je adäquat bestraft werden. Die Wahrheit braucht meistens mehrere Jahrzehnte, um ans Licht zu kommen, insbesondere dann, wenn die Täter aus einer mächtigen Nation kommen. Eingang in die Schulbücher findet sie aber, wenn überhaupt, meist erst nach etwa hundert Jahren.

Walter Keck, Herrliberg

Weltwoche Nr. 28.15

Biedermann und die Brandstifter

Nr. 27 – «Das Problem ist die Toleranz»; Kurt Pelda über Terrorismus

Die Schweizer Regierung muss langsam aufpassen, dass ihr toleranter Umgang mit Terror-Organisatoren nicht aus dem Ruder läuft. Man lese wieder einmal «Biedermann und die Brandstifter» von Max Frisch. Danke für Ihre ausgezeichnete, informative Zeitschrift. *Anja Humbel, Grüt*

Wie immer ein sehr guter Artikel von Kurt Pelda, der uns alle aufrütteln sollte. Was ist mit dem Islamischen Zentralrat der Schweiz und seinen Aktivitäten? Sollte man diese nicht genauer unter die Lupe nehmen? *Willy Meier, Meilen*

Frei von jeder Ideologie

Nr. 26 – «Die Lehren aus Fukushima»; Irene Aegerter über Atomkraftwerke

Das Kapitel Kernenergie muss aus einem anderen Blickwinkel angegangen werden. Der Text von Frau Irene Aegerter zeugt von Professionalität und Kompetenz und bedarf der Anerkennung. Nach mehrmaligem Lesen der prägnanten und verständlichen Schilderung der Situation und nach vielen Überlegungen und Gedankenvarianten ergibt sich nur eine Folgerung: Die «Grossbaustelle Kernenergie» muss unverkrampft und frei von jeder Ideologie angegangen respektive weiterverfolgt werden. Zum Rückbau der ausser Betrieb gesetzten KKW und der Tiefenlagerung kann als Ergänzung erwähnt werden, dass verfügbare Berechnungen ergeben, dass bei den Schweizer KKW nach einer Betriebszeit von zirka sechzig Jahren ein Volumen radioaktiven Abfällen in der Gröszenordnung von 8000 Kubikmetern anfällt. Oder bildlich dargestellt: ein Würfel mit einer Kantenlänge von zwanzig Metern. Solche Abfälle sind bereits seit Jahren im Zwilag Zwischenlager Würenlingen gelagert und haben bis jetzt zu keinerlei Beschwerden geführt. *Hans U. Lüscher, Fislisbach*

Nach dem kopf- und konzeptlosen Atomausstiegsbeschluss kann man nur hoffen, dass die verantwortlichen Politiker und Chefbeamten diesen Beitrag der *Weltwoche* gelesen und vor allem auch verstanden haben. So viel zur Vergangenheit. Nun zur Zukunft: Die Bevölkerungswachstumsprognosen für die Schweiz ziehen mit Sicherheit auch einen steigenden Energiebedarf nach sich, welcher von jedem Primarschüler mit einer Genauigkeit von plus/minus zehn Prozent vorausberechnet werden könnte. Die verfügbare AKW-Leistung plus den durch die Zuwanderung kontinuierlich steigenden Energiebedarf mit Wind- und Sonnenenergie abdecken zu wollen, hat nichts mit seriöser politischer Planung zu tun. Übrigens: Solche Artikel – sachlich und fundiert – konnte man frü-

her in der *NZZ* lesen. Aber das ist zwanzig Jahre her. Und Hand aufs Herz, Frau Leuthard, Herr de Weck: Solche präzisen Informationen erwarten wir eigentlich von der SRG – das wäre echter Service public. *Rudolf A. Jaggi, Winterthur*

Im Bikini in die Badi

Nr. 26 – «Bin ich selbst mal so rumgelaufen?»; Antje Joel über Teenagermädchen

Wenn ein Mädchen für sich entscheidet, mit nacktem Bauch herumzugehen und die Disco zu besuchen, so stärkt das gewissermassen sein «seelisches Immunsystem», weil es lernen muss, den Blicken und auch Komplimenten von Männern zwar freundlich, aber doch abgrenzend zu begegnen. Zudem müssen Mädchen lernen, dass Männer aus anderen Kulturen Frauen oft als Freiwild betrachten, und ebenso, diese Art von Männern klar in die Schranken zu weisen, wenn es ihnen unwohl wird dabei. Wir haben in der Schweiz zum Glück eine Kultur der Offenheit und auch Freizügigkeit. Bei uns dürfen Mädchen ohne Angst im Bikini in die Badi; wir wollen keine verhüllten Frauen und keinen Kleiderterror! *Marcus Stoercklé jun., Basel*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

SOMMER- NACHTSBALL

FREITAG, 21. AUGUST 2015, 19 UHR

«Dürfen wir Sie zum Tanze bitten?»

Glamouröse Ballnacht im historischen Jugendstilsaal

Beginn: 18.30 Uhr mit Aperitif
Gepflegte Abendgarderobe ist erwünscht.

PREIS INKL. 5-GANG GALA-DINER
UND TISCHGETRÄNKE:
CHF 230.– pro Person

SPEZIALPREIS ÜBERNACHTUNG:
Ab CHF 100.– pro Person im
Doppelzimmer inkl. Frühstück



WALDHAUS FLIMS
MOUNTAIN RESORT & SPA

WALDHAUS FLIMS | VIA DIL PARC 3 | 7018 FLIMS
T +41 (0)81 928 48 48 | F +41 (0)81 928 48 58
INFO@WALDHAUS-FLIMS.CH | WWW.WALDHAUS-FLIMS.CH



Retter ohne Not

Die Wirtschaftsverbände wollen die Bilateralen um jeden Preis bewahren. Aber niemand weiss, wie viel die Verträge mit der EU überhaupt wert sind. Der Bundesrat verhandelt mit schlechten Karten.

Von Beat Gygi

«Wir müssen die bilateralen Verträge retten» – mit diesem Slogan hat sich Heinz Karrer als Präsident des Wirtschaftsdachverbands Economiesuisse Anfang Jahr gegen eine strikte Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative gewandt und all jene kritisiert, welche den Wert der bilateralen Verträge für die Schweiz irgendwie in Zweifel ziehen. Schon seit dem Ja des Schweizer Volkes zur Masseneinwanderungsinitiative im Februar 2014 fordern Wirtschaftsorganisationen und Firmenchefs mit ähnlichen Formulierungen immer wieder, die Personenfreizügigkeit mit der EU sei möglichst ohne Beschränkung beizubehalten, damit nicht ein Wegfall der Bilateralen I drohe. In jüngster Zeit ist der Ton lauter geworden, auch bei Organisationen, die sich sonst eher zurückhalten.

Vergangene Woche hat Valentin Vogt, Präsident des Schweizerischen Arbeitgeberverbands und Präsident des Winterthurer Kompressorherstellers Burckhardt Compression, am Arbeitgebertag kritisiert, dass «populistische Schlagworte und gezielt geschürte Ängste» die Sicht aufs Wesentliche verdeckten: Die Partnerschaft mit Europa – und nicht der Alleingang – mache den Erfolg der Schweiz aus. Die bilateralen Verträge ohne Alternative in den Wind zu schreiben, sei fahrlässig. Seit Inkrafttreten der Bilateralen I im Sommer 2002 habe sich die Schweiz zu einem brummenden Wirtschaftsmotor entwickelt, den nicht einmal die weltweite Finanzkrise zum Stottern gebracht habe. Die Wirtschaftsleistung pro Kopf (Bruttoinlandprodukt) sei zwischen 2002 und 2013 real um 10 000 Franken gestiegen.

Besonders angriffig tritt Swissmem, der Branchenverband der Maschinen-, Elektro- und Metallindustrie, mit ihrem Präsidenten Hans Hess auf. Auf einer speziellen Internetplattform kontert man Videoaussagen von alt Bundesrat Christoph Blocher mit eigenen Verbandsstellungen – Blochers Bemerkung, dass die Schweiz ohne bilaterale Verträge nicht untergehen würde, etwa mit dem Satz: «Bei Wegfall der Bilateralen würden drei Viertel der MEM-Unternehmen mit Kosteneinsparungen reagieren.»

«Viele Behauptungen, wenig Fakten»

Die bilateralen Verträge mit der EU haben Hess' Meinung nach der Branche und dem Werkplatz Schweiz «einen spürbaren Schub verliehen». Dieses Vertragswerk habe wesentlich zum heutigen Wohlstand der Schweizer Bevölkerung beigetragen. Um diese Thesen zu



Die Bilateralen I dürfen nicht untergehen, glaubt die organisierte Wirtschaft.



Zweifel unerwünscht: Karrer.



«Gezielt geschürte Ängste»: Vogt.



«Spürbarer Schub»: Hess.

überprüfen, hat Swissmem das Konjunkturforschungsinstitut BAK Basel Economics eine umfassende Studie zum Nutzen der bilateralen Verträge erarbeiten lassen. Hess legt dazu dar, dass sein Eindruck voll und ganz bestätigt werde: Für die Maschinen- und Metallindustrie der Schweiz seien die bilateralen Verträge «von existenzieller Bedeutung und deshalb schlicht unverzichtbar».

Die Swissmem-Vertreter kritisieren Blocher mit den Worten: «Viele Behauptungen, wenig Fakten», aber was die Verbände an Belegen anführen, beschränkt sich weitgehend auf qualitative Angaben und das Darlegen allgemeiner Vorteile der bilateralen Verträge I. Bereits die Deutung, die Personenfreizügigkeit habe den Wirtschaftsmotor auf Touren gebracht, ist gewagt, wenn man bedenkt, dass vor 2000 der Internetboom herrschte, nach dessen Zusammenbruch 2001/02 schon wieder ein starker und anhaltender konjunktureller Aufschwung ab 2003 das Geschehen geprägt hat.

Klar, wenn die Personenfreizügigkeit bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative eingeschränkt wird, droht die Kündigung der Verträge durch die EU. Bei Vertragsabschluss war damals vereinbart worden, dass entweder sämtliche Teile des Pakets I in Kraft sein sollen oder gar keiner (Guillotineklausel). Wie die Grafik zeigt, zählt die Personenfreizügigkeit zusammen mit den Verträgen über technische Handelshemmnisse, über Landwirtschaft, öffentliches Beschaffungswesen, Landverkehr, Luftverkehr und Forschung zum siebenteiligen Paket der Bilateralen I, das 2002 in Kraft getreten ist.

Freihandelsabkommen als Chance

Fast die gesamte organisierte Wirtschaft ist nun stimmungsmässig auf einer Art Rettungsmission für die Bilateralen I. Economiesuisse, Arbeitgeberverband und Swissmem sowie die Branchenorganisationen von Banken, Versicherungen und der Chemie haben die Plattform Europapolitik.ch eingerichtet, um gemeinsam eine Kampagne für die Bilateralen und eine «vernetzte Schweiz» zu lancieren. Dies geht in die gleiche Richtung wie die Politik des Bundesrats, der die Bewahrung der bilateralen Verträge praktisch als vorrangiges Ziel ansieht.

Das Problem ist, dass dies den Blick auf Wesentliches verstellt. Meist wird ausgeblendet, dass die bilateralen Verträge mit der EU eine spezielle Sache sind und dass es daneben quasi ein Auffangnetz gibt, das ihre Unentbehrlichkeit relativiert: das Freihandelsabkommen, das 1972 in Kraft trat und seither immer wieder ergänzt worden ist, das der Schweiz auch Zugang zum EU-Binnenmarkt verschaffen kann. Allerdings gehen die Meinungen über die Wirkung dieses Vertrags weit auseinander. Würde die Schweiz mit einem Freihandelsabkommen schlechter oder viel

schlechter fahren – oder allenfalls gar besser? Die einen sind entsetzt über den Gedanken, die Bilateralen könnten durch das alte Abkommen ersetzt werden. Andere trauen dem Freihandelsansatz viel mehr Entwicklungsmöglichkeiten zu, etwa der Ökonomeprofessor Rolf Weder (siehe Interview auf Seite 30).

Der Bundesrat hat praktisch die gleiche Frage kürzlich in einer Antwort auf ein Postulat der St. Galler Ständerätin Karin Keller-Sutter erörtert. Das Postulat beauftragte den Bundesrat, «die Vor- und Nachteile eines umfassenden Freihandelsabkommens zwischen der Schweiz und der EU zu analysieren und dem heutigen bilateralen Vertragswerk gegenüberzustellen». Die Bundesexperten schreiben, dass das Abkommen von 1972 auf Industriegüter und landwirtschaftliche Verarbeitungsprodukte beschränkt sei, dass aber ein umfassendes Freihandelsabkommen mit der EU durchaus weiter gehen könnte, und zwar gemäss dem Modell der neueren Freihandelsabkommen mit Drittstaaten. Betont wird jedoch, dass die bilateralen Abkommen mit der EU die Interessen der Schweiz viel umfassender wahren würden, als dies mit einem Freihandelsabkommen je erreicht werden könne.

Festung Europa

Ein Freihandelsabkommen hat naturgemäss eine ganz andere Natur als die bilateralen Verträge. Bildlich gesehen, wirkt ein Freihandelsabkommen, wie wenn an den Landesgrenzen Türen offen stünden, um den gegenseitigen Austausch von Gütern, Dienstleistungen, Arbeit und Kapital zu erleichtern. Wer will, kann durch diese Türen gehen und mit den andern handeln. Das bedeutet eine Liberalisierung des Austauschs, die jedes Land in gewissem Rah-

men selber bestimmen kann, denn es kann seine Tür mehr oder weniger weit öffnen. Im Extremfall sind gar keine Türen nötig, dann, wenn die Grenzen ganz wegfallen.

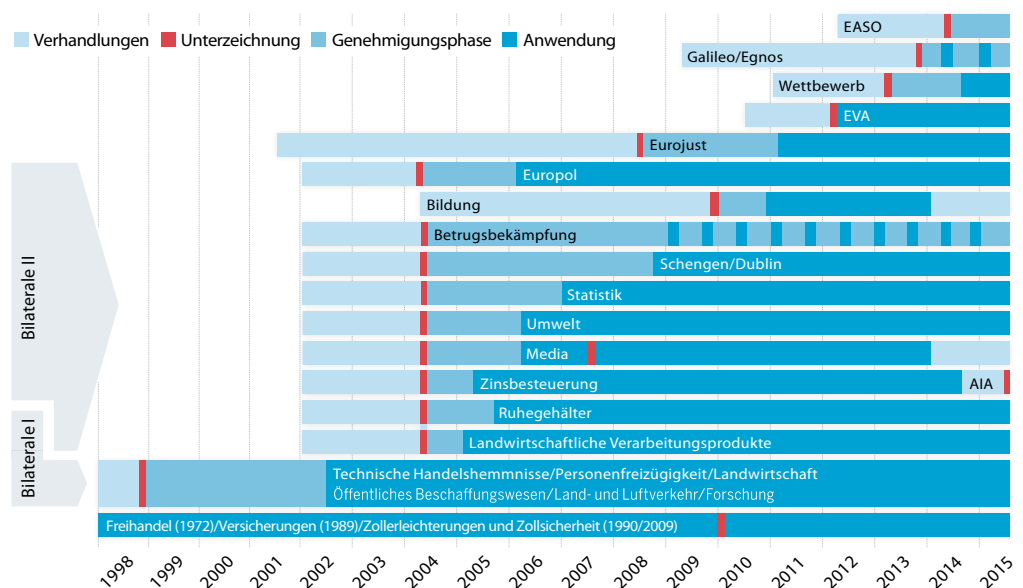
Bei den bilateralen Verträgen Schweiz–EU dagegen werden Grenzen nicht durch offenstehende Türen passiert, so einfach zugänglich ist der EU-Binnenmarkt nicht. Wer daran teilnehmen will, muss die Regeln dieses Marktes befolgen, und das kann für Aussenstehende eine hohe Hürde bedeuten. Im Zusammenhang mit Produkte-, Produktions- oder Verhaltensregeln ist immer wieder von der Festung Europa die Rede.

Die bilaterale Verbindung der Schweiz mit der EU erfolgt quasi durch ein System von vielfältigen Kabeln und Röhren. Dieses Zusammenschliessen von Apparaturen erinnert an das Andocken eines Satelliten an die Raumstation, bei dem die Formen genau aufeinanderpassen und dann tausend Verbindungen hergestellt werden müssen, damit die Kombination funktioniert. Der Bundesrat formuliert es so: «Die bilateralen Abkommen bilden einen massgeschneiderten rechtlichen Rahmen, welcher den engen wirtschaftlichen und politischen Beziehungen zwischen der Schweiz und der EU, deren Spezialität und der geografischen Lage der Schweiz im Zentrum Europas gerecht wird. Sie sind das Ergebnis einer fortlaufenden und sorgfältig vorgenommenen Interessenabwägung.»

Jeder bilaterale Vertrag hat also quasi seine eigenen Verkabelungen und Leitungssysteme, und bei jeder Änderung muss man etwas umstecken, den einen Hahn öffnen, den andern schliessen – und vieles ist gar nicht möglich. So will die EU im Personenfreizügigkeitsabkommen Durchflussbegrenzer bei Einwanderungen, wie sie das Schweizer Volk beschlossen

Zugänge zur Regulierungs-Festung Europa

Die wichtigsten bilateralen Abkommen zwischen der Schweiz und der EU, Stand Juni 2015



QUELLE: EDA

Andocken an die Raumstation: Verbindungen der Schweiz mit der EU.

hat, eben nicht dulden. Zudem gilt die Auflage, dass die Andockapparate «Technische Handelshemmnisse», «Personenfreizügigkeit», «Landwirtschaft», «öffentliches Beschaffungswesen», «Land- und Luftverkehr» sowie «Forschung» entweder alle gemeinsam angeschlossen werden oder dann eben keiner.

Was aber ist der Wert der Bilateralen für die Schweiz? Diese Frage muss spätestens dann genau beantwortet werden, wenn ein Beibehalten der Bilateralen einer Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative und damit des Volkswillens im Wege steht. Dann wären die Politiker den Stimmbürgern eine genaue Bilanz schuldig.

Undurchsichtige Ausgangslage

Es gibt Studien zu dieser Frage, aber konkrete Schätzungen von wirtschaftlichen Werten sind eine Seltenheit. Eine Untersuchung der ETH Zürich vom vergangenen Februar hat vage Anhaltspunkte für ein geringfügiges Wachstum des Bruttoinlandprodukts pro Kopf über die Zeit seit 2002 gebracht, daneben wurde aber betont, dass bereits der Grundsatz der Personenfreizügigkeit etwas wert sei. Ein wenig konkreter sind die Schätzungen der Bundesverwaltung, gemäss denen der Vertrag über den Abbau von Handelshemmnissen jährliche Einsparungen von 200 bis 500 Millionen Franken bringt, das entspricht vielleicht einem Promille des Handelsvolumens. Dies ist nach der Einschätzung von François Schaller, Chefredaktor der Genfer Wirtschaftszeitung *L'Agefi*, wohl auch der einzige zahlenmässige Anhaltspunkt über den Wert der Bilateralen, den er in einem Artikel in der *Weltwoche* Nr. 24/15 zu ermitteln versucht hat. *Economiesuisse* konzentriert sich in dieser Frage auf die Feststellung, dass die sieben Teile der Bilateralen I im Gesamtpaket mehr wert seien als die einzelnen Verträge.

Wenn es nun bald um die sogenannten Bilateralen III mit den angedeuteten Paketlösungen beim parallelen Verhandeln mehrerer Dossiers geht, müssten die Bundesvertreter eigentlich wissen, welche Trümpfe sie in der Hand haben, welche Gewinne neue Abkommen bringen können und wo die Gegenseite der Schweiz noch etwas schuldig ist. Aber heute stellen selbst die Bilateralen I viele Rätsel dar. Wie weit sind die Deutschen und die Italiener im Landverkehrsabkommen mit ihren damals zugesagten Leistungen im Rückstand? Kann man das in anderen Zusammenhängen in Verhandlungen einbringen? Ist das Luftverkehrsabkommen Schweizer Unternehmen irgendwie von Nutzen, oder bedeutet es primär die unbeschene Übernahme von EU-Regulierungen? Das politische Diskussionsverbot rächt sich nun und kann dazu führen, dass der Bundesrat zunehmend im Einklang mit Brüssel handelt. Mit derart schwachen inhaltlichen Grundlagen wird eine vernünftige Europapolitik schwierig auszuhandeln sein. ○

«Zu stark auf die EU konzentriert»

In der EU wird zu viel harmonisiert. Die Schweiz sollte parallel zu den bilateralen Verträgen eine Freihandels-Strategie nach Efta-Muster aufbauen, sagt Professor Rolf Weder von der Uni Basel. Von Beat Gygi

Gibt es für die Schweiz Alternativen zu den bilateralen Verträgen mit der EU? Rolf Weder, Professor für Aussenwirtschaft und europäische Integration an der Universität Basel und Spezialist für internationalen Handel, gibt hier Antworten, die erheblich über das hinausgehen, was in der Politik sonst diskutiert wird.

Wieweit ist die Schweiz heute Teil des EU-Binnenmarktes?

Die Schweiz ist sehr stark mit dem EU-Binnenmarkt verflochten, was den Austausch von Gütern, Arbeit und Kapital angeht. Bei den Dienstleistungen ist der Marktzugang noch ziemlich stark durch Regulierungen beschränkt. Schaut man den tatsächlich praktizierten Austausch an, dann ist die Schweiz im Güter- und Dienstleistungshandel ähnlich integriert wie ein durchschnittliches EU-Land, mit Blick auf den Austausch von Arbeit und Kapital ist die Einbettung überdurchschnittlich.

Bezüglich Arbeit und Kapital sind wir also voll integriert?

Ja, und im Güter- und Dienstleistungshandel sind wir etwas benachteiligt. Daraus kann man ableiten: Wenn wir bei den Produktionsfaktoren Arbeit und Kapital schon den völlig freien Austausch haben oder aufrechterhalten müssen, dann müsste die EU der Schweiz eigentlich auch bei Gütern und Dienstleistungen den völlig freien Zugang gewähren.

Ein Land sollte also auf allen vier Gebieten ähnlich behandelt werden?

Im Prinzip schon. Man kann es auch umgekehrt sagen: Wenn die Schweiz nicht den vollen Zugang zu Güter- und Dienstleistungsmärkten hat, dann sollte sie sich eigentlich auch das Recht herausnehmen können, beim Austausch von Personen gewisse Beschränkungen vorzunehmen.

Wäre das noch im Rahmen der bilateralen Verträge möglich?

Wahrscheinlich nicht. Beat Spirig und ich haben als Alternative zu den bilateralen Verträgen den Vorschlag einer Efta 2.0 gemacht.

Also eine Art Freihandelsabkommen?

Ja, aber wichtig ist vor allem die Motivation für diesen Vorschlag. Drei Argumente sind uns wichtig: Erstens sind wir der Ansicht,

dass die ganze Europapolitik und die Verhandlungen der Schweiz zu stark auf die EU konzentriert sind. Man ist zu sehr vom Ausgang der Verhandlungen über die Bilateralen abhängig. Unsere Idee ist deshalb auch als Befreiungsschlag gedacht, der unsere Europapolitik weit über die EU hinaus bringen soll. Der zweite Punkt ist, dass es in Verhandlungen mit der EU von Vorteil ist, wenn man eine Alternative hat und deshalb nicht zu stark abhängig ist vom Gegenüber.

Beide Punkte betreffen also die Schweizer Sicht.

Es gibt auch die europäische Sicht. Drittens finden wir nämlich, dass auch Europa dringend eine Alternative braucht, und zwar in dem Sinne, dass es einen Wettbewerb zwischen verschiedenen Institutionen geben sollte. Ein Regelwerk, das sich auf den freien Austausch von Gütern und Dienstleistungen konzentriert, hingegen den Austausch von Arbeit und die Harmonisierung der Regeln sowie generell die politische Integration nicht so stark in den Vordergrund rückt,

«Man soll dem Ziel des möglichst freien Austausches nicht alles unterordnen.»

wäre langfristig besser für Europa als das, was man heute in der EU beobachtet.

Ist der EU-Binnenmarkt heute eher auf weitere Öffnung ausgerichtet oder eher aufs Abschotten des Binnenteils?

Der EU-Binnenmarkt ist eine extreme Form der Öffnung, was die vier Freiheiten anbelangt, also den Austausch von Gütern, Dienstleistungen, Arbeit und Kapital. Aber durch diese Harmonisierung werden viele nationale Eigenständigkeiten geopfert. Ronald Jones, quasi der Papst der Aussenhandelstheorie, hat den Satz geprägt: «Countries are countries for a reason.» Nationale Grenzen haben einen Sinn. Das heisst, dass man dem Ziel des möglichst freien Austausches nicht alles unterordnen soll – im Gegenteil, man soll sich nur so weit öffnen, dass ein Land dabei nicht zu viel Eigenständigkeit preisgeben muss.

Wie realistisch ist es denn, dass der freie Austausch von Gütern und Dienstleistun-



«Wettbewerb der Institutionen»: Ökonom Weder.

gen in einem Arrangement nach Efta 2.0 durch gegenseitige Anerkennung politisch zustande kommt?

Das ist das gleiche Prinzip, nach dem auch die Welthandelsorganisation (WTO) funktioniert. Öffnung durch gegenseitige Anerkennung ist immer dann realistisch, wenn die Länder bezüglich Produktions- und Produktvorschriften nicht allzu unterschiedlich sind. Das heisst aber auch, dass die Länder bei grösseren und als wichtig empfundenen Unterschieden den Handel etwas beschränken können. Die WTO würde auf Efta-2.0-Ebene mit dem Abkommen über technische Handelshemmnisse (TBT-Abkommen) dabei aber Grenzen setzen.

Droht dann nicht Protektionismus?

Es ist eine Frage der Verhältnismässigkeit, ob Länder vom Prinzip des freien Austausches abweichen. Durch die gegenseitige Anerkennung würde man stärker die unterschiedlichen Produktions- und Produktvorschriften und damit die Eigenständigkeit der Länder respektieren. Man zwingt nicht zur Vereinheitlichung, öffnet aber gleichzeitig auch die Märkte.

Die Handelspolitiker auf internationaler Ebene würden dann unwichtiger.

Die Harmonisierungen, wie sie in der EU von Brüssel aus stattfinden, wären in der Efta 2.0 weniger wichtig. Es würde nicht mehr von oben herab vereinheitlicht, sondern, wenn schon, von unten her, wenn Regierungen bestimmte Normen sinnvoll finden und ihre Länder sie übernehmen. Die Handelspolitiker wären aber gefordert, das neue Regelwerk zu erarbeiten.

Wer würde über das Vertragswerk Efta 2.0 wachen?

Zum Überwachen des Verhaltens der Mitglieder hätten wir mit dem Efta-Gerichtshof schon eine etablierte Institution. Und im Verhältnis zur EU, zur Nafta oder auch zu Ländern wie Japan könnte man WTO-Ausschüsse für die Streitschlichtung vorsehen.

Welche Vorteile hätte Efta 2.0 für die Schweiz als Alternative zu den Bilateralen? Die meisten würden es für verrückt halten, die bisherigen Verträge preiszugeben.

Ich sehe unseren Ansatz nicht als Preisgabe, sondern als eine Strategie, die parallel zu den Bilateralen läuft. Meiner Meinung nach sollte man grosse Anstrengungen unternehmen, nun eine Institution aufzubauen, die in Richtung Efta 2.0 geht. Die Schweiz wäre bestens positioniert dafür. Efta 2.0 zu verfolgen, heisst nicht, dass man den Weg der Bilateralen abbricht, aber man hätte so eine Option, die rasch attraktiv werden könnte – nicht nur für die Schweiz, sondern auch für andere Länder, beispielsweise Grossbritannien.

Wann könnte dies wichtig werden?

Wenn sich die EU weiter so entwickelt wie bisher, wird diese Alternative interessanter. Dann ist es nicht mehr verrückt, sondern die Lösung, weil man dann nicht mehr in dieser Einbahnstrasse gefangen wäre, in der sich die heutige Entwicklung abspielt. Heute erscheint die Entwicklung der Europäischen Union praktisch unumkehrbar, weil Alternativen fehlen, aber ein Wettbewerb der Institutionen in Europa würde Auswege eröffnen. ○

Bilaterale

Kostenseite

Die Nachteile sind leichter zu benennen als die Vorteile.

Seit Jahren tobt ein ökonomischer Gelehrtenstreit über den Nutzen der Bilateralen: Haben sie das Pro-Kopf-Wachstum erhöht? Wenn ja, im messbaren oder im nicht messbaren Bereich? Wie fast alles in der Wirtschaft haben die Bilateralen aber neben einer möglichen Nutzenseite auch eine Kostenseite. Und diese ist hier und dort erst noch leichter zu beziffern.

Besonders ins Gewicht fallen die sogenannten flankierenden Massnahmen zur Personenfreizügigkeit. Mit ihnen will sich die Schweiz gegen eine Angleichung der Löhne an das EU-Ausland stemmen – eigentlich die logische ökonomische Folge des freien Personenverkehrs.

Die durch die Grenzöffnung freigesetzten Kräfte lassen sich halbwegs in ein mehrschichtiges Korsett einzwängen: Zunächst einmal organisieren und bezahlen Bund und Kantone Arbeitsmarktkontrollen im ganzen Land. Als eine Art Lohnpolizei überprüfen kantonale Arbeitsmarktinspektorate und Kommissionen, ob die ortsüblichen Standards unterschritten werden. Im Jahr 2014 fanden Kontrollen in mehr als 40000 Unternehmen statt. Jede dieser Kontrollen schlägt mit durchschnittlich mehr als 500 Franken zu Buche.

Neben diesen Kontrollen in offizieller Mission hat die Personenfreizügigkeit auch zu einem Wildwuchs privatrechtlicher Gesamtarbeitsverträge geführt, die der Bundesrat für allgemeinverbindlich erklärt hat und die über Zwangsabgaben bei Arbeitgebern und Arbeitnehmern finanziert werden. Kostenpunkt pro Jahr: rund 150 Millionen Franken.

Die indirekten Kosten liegen allerdings noch höher. Wer den Arbeitsmarkt in das beschriebene Korsett zwingt, der erschwert die schnelle Anpassung an neue Gegebenheiten wie etwa die Frankenstärke, die die Wirtschaft seit dem 20. Januar herausfordert. Wie die am Dienstag veröffentlichten Zahlen des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco) zeigen, ist die Arbeitslosigkeit im Jahresvergleich um rund 6000 Personen oder 0,2 Prozentpunkte von 2,9 auf 3,1 Prozent angestiegen.

Für diesen Anstieg darf man mindestens teilweise die durch die Personenfreizügigkeit verursachten Verkrustungen im Arbeitsmarkt verantwortlich machen.

Florian Schwab

Rechtsstaat am Ende

Schon seit vier Jahren sollte eine Familie aus der Türkei die Schweiz verlassen. Doch die abgewiesenen Asylbewerber sind immer noch da. Sie können auf die Unterstützung sogenannter Flüchtlingshelfer zählen, die mit immer neuen Finten und Tricks das Asylsystem hintertreiben. *Von Alex Reichmuth*

Es klingt erschütternd, was die *Thurgauer Zeitung* im letzten Mai schrieb. Eine Familie aus der Türkei sei im St. Galler Asylzentrum Seeben «angebrüllt» und «wie Sklaven» behandelt worden. Von Schlägereien und tätlichen Übergriffen war im Bericht die Rede. In Seeben herrschten «empörende Verhältnisse». Auch andere Zeitungen berichteten von angeblich unhaltbaren Zuständen im Zentrum.

Es ging um Yasemin Yaprak, ihre sechs Kinder und ihren Partner Bayram Yasar, ebenfalls aus der Türkei. Vor fünf Jahren reiste Frau Yaprak mit ihren damals schon geborenen Kindern in die Schweiz ein und verlangte Asyl – zusammen mit ihrem Ehemann, von dem sie sich später trennte. 2011 aber lehnte der Bund das Asylgesuch ab. Der Ehemann reiste anschliessend wieder aus. Auch Frau Yaprak und ihre Kinder hätten die Schweiz verlassen müssen. Aber dank immer neuen Gesuchen konnten sie ihre Ausschaffung ständig verhindern und verzögern.

Entscheidend dafür, dass sich die Familie vier Jahre später noch immer in der Schweiz aufhält, ist das Solidaritätsnetz Ostschweiz, ein Zusammenschluss sogenannter Flüchtlingshelfer. Das «Solinetz» bezahlt der Familie versierte Anwälte und hilft ihr zuweilen auf eine Art, die – vorsichtig ausgedrückt – am Rande der Legalität ist. So war es im Mai vor einem Jahr. Der Bund hatte wieder einmal einen Rekurs der Familie Yaprak, zu der inzwischen auch der neue Partner und mehrere gemeinsam gezeugte Kinder gehörten, abgewiesen. Die Familie wohnte bereits im Zentrum Seeben, das für abgewiesene Asylbewerber ohne Chance auf ein Bleiberecht eingerichtet ist. Die Ausschaffung stand unmittelbar bevor. Doch dann waren die Yapraks plötzlich verschwunden.

Ins Kloster abgetaucht

Kurz danach wurde klar, wo sie sind: im Kloster St. Katharina in Wil SG. Das Solidaritätsnetz hatte ihr illegales Abtauchen organisiert und ihnen hinter den Klostermauern eine provisorische Bleibe besorgt (*Weltwoche* 37/14). Mit Hilfe der Anwälte des Solinetzes reichte die türkische Familie ein neues Asylgesuch ein, das dritte. Begründet wurde dieses damit, Frau Yaprak und ihre Familie seien in der Türkei an Leib und Leben bedroht – wegen der wilden Ehe mit dem neuen Partner. Es drohe «höchste Gefahr für Blutrache». Offensichtlich hatte die Argumentation gegenüber dem ersten Asylgesuch gewechselt – denn einge-

reist war Frau Yaprak ja zusammen mit ihrem Ehemann. Der Bund verlängerte jedenfalls wegen des neuen Gesuchs das Aufenthaltsrecht der Familie. Diese siedelte in eine Wohnung in Wil um, immer mit der Hilfe des Solidaritätsnetzes.

Im letzten April lehnte das Bundesverwaltungsgericht aber auch das dritte Asylgesuch ab. Es erachtete die Gefahr von Blutrache als fadenscheiniges Argument. Das Gericht traute den türkischen Behörden vielmehr zu, «gegen das Phänomen der Ehrenmorde effektiv vorzugehen». Folglich erhielten die Yapraks eine Frist zur Ausreise bis zum 5. Mai.

Wer in der Schweiz Asyl will, hat grosse Chancen, für immer bleiben zu können.

Doch der Termin verstrich, ohne dass die Familie ausgewandert wäre. Denn das Solidaritätsnetz hatte nun gleich mehrere Aktionen gestartet, um die Ausschaffung erneut zu vereiteln. Zum einen lancierte es eine Petition zugunsten der Familie und reichte diese beim St. Galler Regierungsrat Fredy Fässler (SP) ein. Dieser leitete die rund 400 Unterschriften an Bundesrätin Simonetta Sommaruga weiter. Zudem verhalf das Solinetz den Yapraks zu einem erneuten Asylgesuch. Dieses stellte nun die Kinder in den Vordergrund. Deren Interessen seien von den Behörden zu wenig berück-

sichtigt worden, hiess die neue Argumentation. Damit sei die Uno-Kinderrechtskonvention missachtet worden.

«Kaum vorhandener Schulunterricht»

Doch nicht genug: Das Solinetz und seine Helfer starteten gleichzeitig eine wüste Attacke gegen die Vereinigung der St. Galler Gemeinderatspräsidentinnen und Gemeindepräsidenten (VSGP) und deren Geschäftsführer Roger Hochreutener. Die VSGP betreibt unter anderem das Asylheim Seeben, in dem die Familie Yaprak wie erwähnt 2014 vorübergehend wohnte. Frau Yaprak und Hannelore Fuchs, die als Anwältin zu den St. Galler «Flüchtlingshelfern» zählt, verbreiteten die eingangs erwähnten Vorwürfe gegenüber den Betreibern des Zentrums. Diese betrafen nicht nur ein angebliches «Hausklima der Angst und Einschüchterung», sondern etwa auch die Küche des Zentrums. Dort sei «das Fleisch meist abgelaufen». Besonders schlecht sei im Zentrum Seeben zudem der Schulunterricht für Kinder, lautete eine weitere Behauptung. Dieser sei «kaum vorhanden», die Schulstunden seien «ein Hohn».

Roger Hochreutener von der VSGP reagierte prompt. Er wies die Anschuldigungen als haltlos zurück und sprach von einer «grotesken Stimmungsmache». Auch reichte er Strafanzeige gegen Hannelore Fuchs ein, wegen Rufschädigung. Die erhobenen Vorwürfe werden somit vor Gericht geklärt. Zu den Vorhaltungen, die den Schulunterricht in Seeben betref-



Ausschaffung stand unmittelbar bevor: Asylunterkunft, vormals Gasthaus «Seeben», Ennetbühl.



Illegales Abtauchen: Kundgebung des Solidaritätsnetzes Ostschweiz in St. Gallen.

fen, herrscht allerdings bereits Klarheit. Die VSGP beauftragte zusammen mit dem Kanton St. Gallen umgehend die Universität Zürich, die Schulqualität in den St. Galler Asylzentren unter die Lupe zu nehmen. Der Auftrag umfasste konkret vier Zentren, von denen je zwei von der VSGP und vom Kanton betrieben werden. Vor wenigen Tagen legte Jürgen Oelkers, Professor für Erziehungswissenschaften, sein Gutachten vor. In diesem schneidet der Schulunterricht in den beiden Zentren der VSGP sehr gut ab.

Bis zum Letzten

Insbesondere für das Zentrum Seeben gibt es Bestnoten. «Die Schule verfügt [...] über ein eigenes didaktisches Konzept, das auf die sehr spezielle Lerngruppe zugeschnitten ist», schreibt Oelkers. Jedes Kind erhalte Aufgaben, «die auf sein Niveau ausgerichtet sind und die von dem bereits erreichten Lernstand ausgehen». Es herrsche eine «ruhige, intensive Lernatmosphäre». Das sei beachtlich, da es um die Beschulung von Kindern von Familien gehe, deren Ausschaffung bevorstehe, die also in einer besonders unsicheren Lebenssituation seien. Auch die Ausstattung mit Lernmaterialien sei in Seeben sehr gut, so Oelkers weiter. In den beiden Asylzentren, die der Kanton be-

treibt, stellt Jürgen Oelkers allerdings einige Mängel fest. Dort würden die Kinder zum Teil zu theoretisch und zu weit weg vom Alltag unterrichtet. Oelkers führt das darauf zurück, dass in diesen Zentren vor allem nicht qualifiziertes Lehrpersonal unterrichtet – ganz im Gegensatz zu den Zentren der VSGP, wo nur ausgebildete Lehrer tätig sind. Die Ostschweizer Medien berichteten nur knapp über Oelkers Gutachten, fokussierten auf die Beanstandungen und erwähnten nur beiläufig, dass das Zentrum Seeben sehr gut abgeschnitten hat.

Wie reagiert das Solidaritätsnetz auf das Gutachten von Jürgen Oelkers? Gar nicht. Es weist die Anfrage der *Weltwoche* nach einem Gespräch ab. «Im Moment beschäftigen sich die Behörden mit der Situation der Familie Yaprak», schreibt das Solinetz. Man könne deshalb keine Erklärung abgeben. Auch brauche die Familie «im Moment in erster Linie Ruhe».

Wer in der Schweiz Asyl will, hat grosse Chancen, für immer bleiben zu können. Der Bund erkennt einen laufend höheren Anteil der Gesuchsteller als Flüchtlinge oder erteilt ihnen eine vorläufige Aufnahme, weil die Rückkehr ins Heimatland unzumutbar erscheint. Die meisten vorläufig Aufgenommenen bekommen früher oder später eine definitive Aufenthaltsbewilligung und müssen die Schweiz nie mehr

verlassen. Im letzten Mai kletterte die Quote der Asylbewerber, die auf die eine oder andere Art ein Bleiberecht erhielten, auf 70 Prozent.

Doch selbst dann, wenn die Behörden die vorgebrachten Fluchtgründe zurückweisen und sie auch keine Gründe sehen, die gegen eine Rückkehr ins Heimatland sprechen, sind die Chancen, nie mehr ausreisen zu müssen, intakt. Denn zum einen stehen abgewiesenen Asylanten ausgebaute Rekursmöglichkeiten zur Verfügung. Zum anderen können sie – wie der Fall Yaprak exemplarisch zeigt – auf die Hilfe von «Flüchtlingshelfern» zählen. Diese bieten Anwälte auf, um die Schwachpunkte des Asylrechts bis zum Letzten auszunutzen. Sie finden immer neue Finten und Tricks, um Ausschaffungen zu verhindern.

Wie es mit der Familie Yaprak weitergeht, ist absehbar. Mit hoher Wahrscheinlichkeit werden sich auch die übrigen Vorwürfe gegen das Zentrum Seeben und die VSGP als haltlos erweisen. Doch die Familie wird früher oder später eine definitive Aufenthaltsbewilligung erhalten – nicht, weil die Behörden ihre Fluchtgründe nun doch anerkennen würden, sondern weil die Rückschaffung der Familie nach so vielen Jahren in der Schweiz nicht mehr zumutbar sei. Das Solidaritätsnetz wird am Ziel sein. Der Rechtsstaat am Ende. ○

Vom Freisinn im Stich gelassen

Verteidigungsminister Ueli Maurer fehlt das Geld für sein Reformprojekt «Weiterentwicklung der Armee», obwohl die Sicherheitsbedürfnisse steigen. Der Bundesrat will lieber mehr in die Entwicklungshilfe stecken, wo die Gelder versickern. Ausschlaggebend waren die beiden FDP-Magistraten. *Von Hubert Mooser*



Scheiterte auch am Widerstand aus den eigenen Reihen: Ueli Maurer mit Soldaten, Oberägeri, 21. Juni 2015.

Wenn Verteidigungsminister Ueli Maurer (SVP) über sein Reformprojekt «Weiterentwicklung der Armee» (WEA) referiert, holt er zuweilen weit aus, wie zum Beispiel am Samstag vor den SVP-Delegierten in Kerns OW. «Unsere Soldaten waren in Marignano (1515) hoffnungslos unterlegen, weil sie nicht gut genug ausgerüstet waren», erinnerte er. Beim Einfall der Franzosen (1798/1799) sei es ähnlich gelaufen. Aus der Geschichte müsse man militärische und politische Lehren ziehen.

Denn die Welt sei heute leider wieder etwas unsicherer geworden, warnte Maurer. Der Ukraine-Krieg, der Terror des Islamischen Staates, die Staatspleite in Griechenland, der Zustrom an Migranten aus Afrika, das alles sei eine Bedrohung des Friedens. Maurer sprach aber auch über die militärischen Grossmanöver Russlands und über die Gegenreaktion der Nato. Die Vergangenheit habe gezeigt, dass dies häufig

Anzeichen für einen bevorstehenden Krieg seien. Maurers Fazit: Die Schweiz sei auf diese Veränderungen in der Welt militärisch ungenügend vorbereitet.

Maurer liest Bundesrat die Leviten

Das will der Verteidigungsminister mit seiner Reform ändern. Seine Armee soll kleiner, aber schlagkräftiger werden. Er will den Bestand auf 100 000 Mann halbieren, er will kürzere Ausbildungszeiten, weniger Diensttage, weniger Bataillone, weniger schwere Mittel, weniger Flug- und Waffenplätze. Aber die Truppe soll besser ausgerüstet werden. Deshalb kostet sie auch mehr: 5 Milliarden Franken pro Jahr. Ohne diese Mittel könne man die Reform nicht umsetzen, warnte er wiederholt.

Es ist schon einige Zeit her, dass sich Maurer vor seiner Basis derart engagiert ins Zeug legte. Das hängt auch mit den Ereignissen zusam-

men, die sich drei Tage zuvor im Bundesrat getragen haben. Es ist der 1. Juli, und die Landesregierung beugt sich bei ihrer letzten Sitzung vor der Sommerpause erneut über das Thema mit dem harmlosen Titel «Finanzplan 2017–2019». Seit das Finanzdepartement gemerkt hat, dass die Einnahmen nicht mehr so reichlich sprudeln wie in der Vergangenheit, müssen die schon verplanten Ausgaben für 2017 bis 2019 um 800 Millionen bis eine Milliarde Franken gekürzt werden.

In der Woche davor hatte die Diskussion darüber in einem grossen Streit geendet. Und Finanzministerin Widmer-Schlumpf (BDP) musste die geplante Pressekonferenz wieder abblasen. Die Diskussion sei auch diesmal «animiert» gewesen, rapportierten einzelne Bundesräte nach der Sitzung vom 1. Juli ihren Stäben. Das war, wenn auch nicht falsch, so doch reichlich untertrieben. Als sich nämlich ab-

zeichnete, dass Maurer definitiv bloss 4,5 bis 4,6 Milliarden Franken statt der erwarteten 5 Milliarden Franken zur Verfügung haben wird, riss dem Verteidigungsminister der Geduldssaden. Mit so wenig Geld könne er die Armee reform nicht umsetzen. Die Sicherheit der Schweiz stehe auf dem Spiel, schnaubte Maurer seine Kollegen an. Er sei ungewöhnlich heftig geworden, hörte man von anderer Seite.

Bei Maurer hat sich in den vergangenen Wochen viel Ärger aufgestaut. Zuerst versenkte der Nationalrat am 18. Juni seine Armee reform. Nun will ihm der Bundesrat auch noch die Mittel entziehen. Ausserdem sitzt ihm seine eigene Partei im Nacken. Die SVP will eine Armee mit 140 000 Mann und ein Budget von 5,4 Milliarden Franken. Im Herbst muss der Ständerat über die WEA beraten. Aber so, wie es jetzt aussieht, muss Maurer in der Kleinen Kammer eine Vorlage vertreten, die nach seinen Berechnungen nicht finanziert ist. Die gesamte Planung der WEA sei auf 5 Milliarden ausgerichtet, betont Maurer unermüdlich. Nach heutigem Stand hat Maurer aber bloss 4,5 Milliarden Franken auf Nummer sicher.

«Ich kämpfe weiter»

Der Verteidigungsminister ist jetzt in die Offensive gegangen: In einem internen Brief an seine Mitarbeiter, den die *Basler Zeitung* publizierte, kündigte Maurer am letzten Donnerstag seiner Mannschaft vorsorglich Verzögerungen an. Das Projekt WEA werde erst auf den 1. Januar 2018 umgesetzt und nicht, wie geplant, auf den 1. Januar 2017. Der SVP-Basis in Kerns versprach er am Samstag trotz: «Ich kämpfe weiter.» Seither hat Maurer die Propagandamaschine wieder angeworfen und weibelt auf allen Kanälen für ein Militärbudget in der Höhe von 5 Milliarden Franken.

Die Würfel sind indes gefallen: Der Bundesrat hat lineare Kürzungen bei allen Departementen beschlossen. Bis Ende Sommer müssen die Departemente bloss noch die dafür notwendigen Massnahmen bestimmen.

Für Maurer bedeutet dies: Im kommenden Jahr stehen ihm 4,7 Milliarden Franken zur Verfügung. Zwischen 2017 und 2019 darf er dann aber nur noch 4,5 bis 4,6 Milliarden ausgeben, wie bundesratsnahe Kreise bestätigen. Der einzige Hoffnungsschimmer für Maurer: Mit Ausnahme des Verteidigungsdepartementes (VBS) und des Departementes des Innern (EDI) müssen alle Ämter bis Ende Sommer sogenannte Reserve-Einsparungen vorschlagen. Es geht hier um mögliche Ausgabenreduktionen, die über das beschlossene Sparprogramm hinausgehen. Die auf diesem Weg eingesparten Gelder könnten dann unter Umständen Maurer für seine Armee reform bereitgestellt werden. Aber es ist noch nicht gesagt, dass es dann tatsächlich so ablaufen wird.

Es waren vor allem die freisinnigen Bundesräte Johann Schneider-Ammann und Didier

Burkhalter, die Maurer im Stich gelassen haben. Sie hätten es in der Hand gehabt, das Militärbudget substanziell aufzustocken. Dafür hätte Wirtschaftsminister Schneider-Ammann das überdurchschnittlich hohe Ausgabenwachstum beim Bereich Bildung und Forschung (die dafür geplanten Ausgaben steigen ab 2017 jährlich um zirka 3,2 Prozent) nur etwas reduzieren müssen. Burkhalters Entwicklungshilfe hätte mit geplanten jährlichen Steigerungsraten von rund 2,5 Prozent geringfügige Abstriche verkraften müssen. Wenn es drauf ankomme, solle man bei der Entwicklungshilfe Gelder für die Armee einsparen, findet auch FDP-Sicherheitspolitikerin Corina Eichenberger.

Widmer-Schlumpf hatte für die letzte Sitzung eine entsprechende Variante vorbereitet. Maurer wären bei dieser Variante ab 2019 für seine Reform immerhin 4,8 bis 4,9 Milliarden

Ob grosse oder kleine Einsparungen, das Dilemma ist jedoch das gleiche.

Franken zur Verfügung gestanden – also erheblich mehr, als der Bundesrat derzeit dafür vorsieht. Schneider-Ammann und Burkhalter liessen sich nicht überzeugen und versenkten zusammen mit den beiden sozialdemokratischen Bundesräten Alain Berset und Simonetta Sommaruga diesen Vorschlag. Mit anderen Worten: Die FDP-Bundesräte haben Maurers Reform im Bundesrat abgeschossen. Von der SP weiss man, dass sie die Armee am liebsten abschaffen möchte. Die FDP hat sich dagegen stets für eine starke Armee eingesetzt. Die beiden FDP-Bundesräte bekleideten hohe militärische Ämter, Johann Schneider-Ammann war bis Mitte 2002 Oberst im Generalstab. Didier Burkhalter war Fachoffizier in der Abteilung Presse und Funkspruch (APF).

Die FDP forderte in der Vergangenheit auch wiederholt 5 Milliarden für die Schweizer Armee. So schrieb der Freisinn 2014 in einer Pressemitteilung: «Der Armee stehen fünf Milliarden zu.» Wenn es drauf ankommt, wie bei der Armeedebatte am 18. Juni im Nationalrat, tönt es in den Reihen des Freisinns etwas weniger verbindlich. FDP-Nationalrat Hans-Peter Portmann stellte zwar einen Antrag, das 5-Milliarden-Franken-Budget im Militärgesetz festzuschreiben – und scheiterte damit auch am Widerstand aus den eigenen Reihen. SVP-Parteipräsident Toni Brunner monierte hinterher: FDP, CVP und BDP wollten keinen verbindlichen Betrag für die Armee sprechen, damit man sie zum Spielball von Sparübungen machen könne. Corina Eichenberger sagt, sie werde sich auch weiterhin für die 5 Milliarden einsetzen. Diesen Betrag ins Gesetz zu pflanzen, sei jedoch der falsche Weg.

Fakt ist: Am Ende stürzte im Nationalrat gerade deswegen die ganze Reform ab – nachdem

man in über siebenstündiger Kleinarbeit die Reform durchberaten hatte. Die grosse Mehrheit der SVP-Fraktion stimmte in der Gesamt abstimmung gegen die Armee reform ihres eigenen Bundesrats – in einer unheiligen Allianz mit der armeekritischen Linken.

Schwacher Trost

Maurers Partei hatte schon Mitte Juni die Gewissheit, dass dem Verteidigungsminister für seine Armee reform nicht mehr als 4,5 Milliarden Franken zur Verfügung stehen. Und ohne einen fixen Kostenrahmen von mindestens 5 Milliarden Franken wollte die SVP die Reform nicht mittragen.

Zu diesem Zeitpunkt diskutierte der Bundesrat über ein noch viel weiter gehendes Sparprogramm. Wie ein der *Weltwoche* vorliegendes Dokument zeigt, plante die Finanzministerin zu diesem Zeitpunkt für 2017 Einschnitte von 800 Millionen, für 2018 von 1,2 Milliarden und für 2019 von 1,4 Milliarden Franken. Die Ausgabenreduktionen, welche die Landesregierung am 1. Juli beschlossen hat, sind jetzt etwas moderater ausgefallen. Ob grosse oder kleine Einsparungen, das Dilemma ist jedoch das gleiche.

Finanzministerin Widmer-Schlumpf versuchte dieses bei der Präsentation des Sparprogramms mit folgenden Worten aufzuzeigen: «Der Bundesrat legt ein hohes Gewicht auf die Landesverteidigung, ein hohes Gewicht auf ein starkes Grenzwehrkorps, ein hohes Gewicht auf Bildung, Forschung und Entwicklung, ein hohes Gewicht auf eine genügende soziale Absicherung für alle und ein hohes Gewicht auf die Schuldenbremse.» Konkret heisst das: Es gibt neben der Landesverteidigung auch andere wichtige Aufgaben. Aber das ist nicht wirklich ein Trost für Verteidigungsminister Ueli Maurer. ○

Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

- **Leistungen der SRG**
Nach hauchdünnem Ja zum RTVG folgt Ruf nach Neugestaltung des Service public
- **Regulierungen**
Bürgerliche Parteien sowie der sgV sagen dem Bürokratiemonster den Kampf an
- **Die Folge von FABI**
Steuererhöhungen für Inhaber von Geschäftsfahrzeugen

www.gewerbezeitung.ch



Mit offenen Armen: Bundespräsidentin Sommaruga unterhält sich mit Asylbewerbern am 2. Juli in Riggisberg BE.

Kopf in den Sand

Die Menschenrechtslage in Eritrea scheint besser als angenommen. Mehrere Staaten prüfen die Rückschaffung von Asylbewerbern. Anders die Schweiz: Sie hält einen Bericht über Eritrea unter Verschluss. Weiterhin kann fast jeder eritreische Migrant bleiben. Das könnte sehr teuer werden. *Von Alex Reichmuth*

Im letzten Januar reiste Urs von Arb, Vize-Direktor des Staatssekretariats für Migration (SEM), für einige Tage nach Eritrea. Er führte dort Gespräche mit Experten, Diplomaten und Regierungsvertretern über die Situation im kleinen Land am Horn von Afrika. Der Spitzenbeamte verfasste anschliessend einen Bericht zuhanden von Departementsvorsteherin Simonetta Sommaruga (SP). Die Angelegenheit betrifft ein politisch brisantes Thema. Denn aus Eritrea kommen seit Jahren weitaus am meisten Asylbewerber. Diese verlassen ihr Land, wie sie behaupten, wegen einer blutigen Diktatur, Verstössen gegen Menschenrechte und wegen des jahrelangen Dienstes im «National Service» unter sklavenähnlichen Bedingungen. Der Menschenrechtsrat der Uno und zahlreiche NGOs bestätigen regelmässig das Bild von Eritrea als «Nordkorea Afrikas».

Die Schweiz erteilt derzeit fast jedem Eritreer, der Asyl verlangt, ein Bleiberecht. Letztes Jahr betrug die Schutzquote 84 Prozent. Der Zustrom aus Eritrea wird immer grösser. Kamen 2012 etwas über 4000 eritreische Asylananten an und 2013 rund 2500, schnellte die Zahl 2014 auf fast 7000 empor. Die Asylzentren sind darum chronisch überbelegt, die Kos-

ten für die schwerintegrierbaren Immigranten explodieren, und der Unmut in der Bevölkerung steigt.

Die Erkenntnisse, die Urs von Arb während seiner Reise gewonnen hat, wären also politisch bedeutend. Denn nur, wenn die Menschenrechtslage in Eritrea tatsächlich schlimm ist, lässt sich eine so grosszügige Anerkennungspraxis allenfalls rechtfertigen. Doch statt die Resultate zu veröffentlichen und zu diskutieren, hält der Bund den Eritrea-Bericht unter Verschluss. Das SEM gab lediglich bekannt, aufgrund des Berichts sei keine Änderung der Anerkennungspraxis angezeigt.

Britische Kursänderung

Andere europäische Länder haben ebenfalls Expertendelegationen nach Eritrea geschickt. Deren Befunde wurden aber öffentlich gemacht und haben teilweise schon zu Konsequenzen geführt. Den Anfang machte Dänemark. Im Auftrag der Regierung führte eine Fact-Finding-Mission vor Ort Gespräche mit westlichen Diplomaten, Vertretern von internationalen und lokalen Organisationen und Regierungsvertretern. Überwiegend konnten diese Gesprächspartner wenig bis keine un-

haltbaren Zustände geltend machen, insbesondere nicht, was den National Service angeht. Die Dänen kamen zum Schluss, es herrsche, anders als behauptet, kein «generelles Klima der Furcht» in Eritrea. Die Entwicklungen im Land seien ermutigend. Das Regime habe seinen harten Kurs gegenüber illegalen Auswanderern geändert. Rückkehrer seien willkommen, es werde human mit ihnen umgegangen.

Auch Grossbritannien schickte eine Delegation nach Eritrea. Das Land registrierte 2014 erstmals deutlich über 3000 eritreische Asylbewerber. Gestützt auf den Besuch sowie auf den dänischen Regierungsbericht, änderten die britischen Einwanderungsbehörden im März ihre Richtlinien. Der Dienst im National Service wird nun nicht mehr als unzumutbar erachtet und stellt keinen Fluchtgrund mehr dar. Asyl erhalten Eritreer nur noch, wenn sie glaubhaft machen können, wegen politischer Aktivitäten direkt verfolgt zu werden. Die Briten erachten zudem die Rückreise von Eritreern als zumutbar. Diese hätten im Heimatland nichts zu fürchten, sofern sie ein Entschuldigungsschreiben unterzeichneten und die Einkommenssteuern nachzahlten.

Auch Norwegen, das ebenfalls viele Asylbewerber aus Eritrea verzeichnet, schickte einen Staatssekretär. Dieser rapportierte, die Verhältnisse in Eritrea hätten sich stark verbessert. Die norwegische Regierung prüft nun, ob abgelehnte Asylbewerber zurückgeschafft werden können. Sie will mit Eritrea Bedingungen für die Rückkehr vereinbaren, die vor Ort kontrolliert werden können.

Nur in der Schweiz lehnen die Behörden die Veröffentlichung des eigenen Berichts ab. Das SEM begründet dies mit Zusicherungen gegenüber den Diskussionspartnern. «Mit mehreren dieser Personen wurden vertrauliche Gespräche geführt, unter der Voraussetzung, dass die Aussagen der Gesprächspartner, die im Bericht zum Teil namentlich erwähnt sind, nicht veröffentlicht werden», heisst es auf Anfrage. Verstosse man gegen die Abmachungen, könne dies «die internationalen Beziehungen der Schweiz beeinträchtigen».

Besuch in Asylheimen zur Ablenkung

Trotzdem ist in Auszügen bekannt, was im Bericht steht. Die «Rundschau» von Fernsehen SRF konnte sich das Dokument beschaffen und zitierte kürzlich daraus. «Die Situation in Eritrea ist komplex und nicht schwarzweiss, es gibt viele Grautöne», steht darin. Verfasser Urs von Arb kommt weiter zum Schluss, «dass viele ausländische Berichte nicht den Tatsachen entsprechen». Eritrea sei kein Nordkorea.

Man müsste meinen, solche Schlüsse seien brisant genug, um die Asylpraxis bezüglich Eritrea zu überdenken. Doch Simonetta Sommaruga, die oberste Verantwortliche für das Asylwesen, scheint sich jeder Änderung zu verschliessen. Lieber führt die Bundespräsidentin ihre Regierungskollegen medienwirksam durch Asylunterkünfte, um jede Kritik an ihrem Kurs ins moralische Abseits zu drängen.

Für die Schweizer Steuerzahler könnte diese Kopf-in-den-Sand-Politik teuer werden. Rund neunzig Prozent der Eritreer mit einem Bleiberecht leben nämlich auf Kosten des Staates. Von den rund 7000 eritreischen Asylbewerbern, die 2014 angekommen sind, landen bei gleichbleibender Anerkennungsquote also mindestens 5000 in der Sozialhilfe – wegen der grossen Integrationsprobleme wohl dauerhaft. Hält der Ansturm an, ist ohne Kursänderung innert fünf Jahren bereits mit 25 000 zusätzlichen Eritreern zu rechnen, die von den Steuerzahlern finanziert werden müssen. Geht man erfahrungsgemäss von 20 000 Franken Sozialhilfekosten pro Person aus, ergeben sich Kosten von einer halben Milliarde Franken – pro Jahr. Beziehen die Eritreer während insgesamt zwanzig Jahren Unterstützungsleistungen, so kostet das die Schweiz total zehn Milliarden Franken. Dabei sind weitere Kosten, etwa für die Asylverfahren oder für Integrationsmassnahmen, noch nicht berücksichtigt. ○

Eritrea

Märchenstunde

Praktisch alle Asylbewerber erzählten widersprüchliche Geschichten, berichtet ein Befrager. Von Philipp Gut



Asylbewerber im thurgauischen Weinfelden.

Paul Marti (Name geändert) meldete sich bei der *Weltwoche*, um aus seinem Alltag als Asylbefrager zu erzählen. Er übte den Job während fünf Jahren aus und hat in dieser Zeit tiefe Einblicke in das Schweizer Asylwesen erhalten. Insbesondere erfuhr er, welche Geschichten sich die Asylbewerber zurechtlegen, um Erfolg zu haben. Zum Beispiel die Eritreer, die die Länder-Rangliste der häufigsten Asylgesuche anführen.

Wie bei Betty Bossi

Die Geschichte, die er als Befrager dutzendaufgefordert hat, gehe so: «Ich wurde zwangsrekrutiert. In der Armee wurde ich schikaniert und geschlagen. Ich hielt es nicht mehr aus. Eines Nachts bin ich im Schutz der Dunkelheit aus dem Camp geflohen. Ausserhalb des Camps bin ich auf ein Bündel Zivilkleider gestossen. In einem Gebüsch zog ich mich um. Dann lief ich zu Fuss in Richtung des Sudan. Nach ein paar Wochen erreichte ich den Sudan. Dann ging es mit Lastwagen weiter nach Libyen. Dort arbeitete ich auf dem Markt und im Hafen, mit dem ersparten Geld kaufte ich mir einen Platz auf einem Flüchtlingsboot. Auf der Überfahrt nach Italien fielen meine Ausweise – auch mein Militärausweis – ins Wasser. Sie gingen auf der Stelle unter.»

Auffällig sei, dass praktisch alle Eritreer die gleiche Geschichte erzählten, «als ob sie das Asylrezept einem Betty-Bossi-Kochbuch entnommen hätten». Die sogenannten Asylvorbringen seien «stereotyp», sie folgten also alle demselben Muster. Offensichtlich seien sie einstudiert worden, abgestimmt auf die juristischen Gepflogenheiten der Eidgenossenschaft, die eritreische Dienstverweigerer und Deserteure mit offenen Armen empfängt. Dies im Unterschied zu anderen europäischen Ländern wie etwa Österreich, die darum auch kein Eritreer-Problem kennen. Die Schweizer Misere ist also selbstverschuldet, mit Folgen für Bevölkerung und Steuerzahler. Einzelne Gemeinden kämpfen mit Millionenausgaben, Tendenz rasant steigend. Denn die Eritreer gelten als kaum integrierbar. Die Sozialhilfequote liegt bei weit über 90 Prozent.

Bei kritischen Nachfragen, berichtet Paul Marti weiter, seien die Erzählungen wie ein Kartenhaus in sich zusammengestürzt. Rasch wurde klar: Viele Asylbewerber waren nie in der Armee. «So konnten sie auf Nachfrage keine Angaben machen zu den Führungsstrukturen oder zu ihren direkten Vorgesetzten. Sie vermochten ihre Ausrüstung nicht zu beschreiben und waren nicht in der Lage, Details zu ihrer persönlichen Waffe zu liefern», sagt Marti.

Er stellte den Asylbewerbern folgende Fragen: «In welche Richtung gingen Sie nach Ihrer Flucht aus dem Camp? Liefen Sie nach Westen, Osten, Norden oder Süden?» Antwort: «Weiss ich nicht.» – «Liefen Sie der aufgehenden Sonne entgegen, oder hatten Sie die Sonne im Rücken, wenn Sie morgens losliefen?» – (Nach kurzem Zögern) «Die Sonne schien mir ins Gesicht.» – «Sind Sie sicher?» – «Ja.» – «Dann stimmt Ihre Fluchtgeschichte nicht. Wenn Sie der Sonne entgegenliefen, flüchteten Sie in Richtung Osten. Und wären irgendwann am Roten Meer gelandet. Der Sudan aber liegt in der entgegengesetzten Richtung.» Bis auf wenige Ausnahmen, hätten sich alle bei dieser Frage in Widersprüche verwickelt. Konsequenzen hatte das keine. Die Eritreer erhielten Asyl oder die vorläufige Aufnahme – was unter dem Strich keinen Unterschied macht. Es dürfen alle bleiben, auch die grössten Märchenerzähler.

Tellsgeschichte ohne Tell

Wir wissen wenig Genaueres über die Schlacht am Morgarten. Leider hat das Fernsehen zusätzliche Unsicherheit gestiftet. Auch die *Weltwoche* liess sich in ihrem Artikel «Morgarten lebt» auf eine falsche Fährte locken. *Eine Entgegnung von Thomas Maissen*

Vorangestellt seien ein paar Worte zur Tätigkeit des Historikers. Er gründet seine Aussagen auf Quellen, die möglichst vollständig untersucht und so zitiert werden, dass kritische Leser zum Beispiel Zitate überprüfen können. Das Gleiche gilt für die sogenannte Sekundärliteratur, die der Wissenschaftler umfassend und korrekt zu erfassen versucht, um den aktuellen Forschungsstand zu verstehen. Schliesslich prüft er, inwiefern Quellen und Sekundärliteratur vertrauenswürdig sind: Dabei hilft ihm die Methode, die es ihm erlaubt, aus mehreren widersprüchlichen oder oft – gerade im Mittelalter – fehlenden Überlieferungen einen plausiblen Gang der Ereignisse herauszuarbeiten.

Wer will, kann die historischen Quellen zu diesem Thema problemlos überprüfen. Im Internet* findet sich der Aufsatz «Berichte über die Schlacht am Morgarten», den Theodor von Liebenau bereits 1884 veröffentlicht hat (Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz 3, Seite 23–85). Dass der habsburgische Herzog Leopold eine Schlacht und 2000 Soldaten verloren habe, steht demnach erstmals in einer lateinischen Chronik, die 1316 in Böhmen verfasst wurde. Der Name Morgarten taucht nicht auf, aber die Schlacht habe 1315 in der Provinz Schwyz stattgefunden, und die Sieger seien in Waffen wenig geübt und niederen Standes gewesen.

Ähnlich spricht in den 1340er Jahren der Barfüssermönch Johannes von Winterthur in seiner lateinischen «Chronica» von einem Bauernvolk, «welches in den Swiz genannten Tälern wohnte». Im Jahre 1315 habe es sich dem Gehorsam, den Steuern und den gewohnten Dienstleistungen entzogen, die es dem Herzog Leopold schuldete. Unter den städtischen Truppen, die dem Habsburger gegen die Widerständigen halfen, sei auch eine aus Winterthur gewesen. In seiner Heimatstadt habe Johannes selbst als Schulknabe die Heimkehrenden gesehen, als er dem unversehrten Vater entgegenrannte.

Die Ursachen sind unklar

Bei Johannes von Winterthur, also rund dreissig Jahre nach dem Ereignis, findet sich auch die erste Schlachtbeschreibung. Am 15. November 1315 habe sich ein starkes Ritterheer in hochmütiger Selbstüberschätzung auf den Weg gemacht, um die aufrührerischen Bergleute zu unterjochen. Die ortskundigen Schwyzer hätten sich jedoch mutig auf die

Feinde gestürzt, mit ihren Hellebarden, «mit denen sie die stärksten bewaffneten Gegner wie mit einem Schermesser zerteilten und in Stücke hieben. [...] Niemanden verschonten sie, noch auch bemühten sie sich, jemand zu fangen, sondern sie schlugen alle tot ohne Unterschied.»

Die Beschreibung wirkt anschaulich, und die Moral ist es auch: Hochmut stürzt, Demut siegt. Johannes von Winterthur übernahm für diese Gegenüberstellung und verschiedene andere Stellen das biblische Buch Judith als wörtliche Vorlage. Es handelt sich also um eine literarisch gestaltete Schilderung der Schlacht, was nicht überrascht: Was wüssten wir heute zu erzählen über ein Ereignis, das vor dreissig Jahren, 1985, stattfand, bei dem wir nicht dabei waren und an das wir bestenfalls kindliche Er-

innerungen an väterliche Erzählungen hegen? Von modernen Gedankenstützen – etwa Zeitungen, Archiven, Fotografien, Landkarten – konnte Johannes nicht einmal träumen.

Funde erlauben keine Rückschlüsse

So hielt Theodor von Liebenau 1884 in seiner erwähnten Quellensammlung fest, was weiterhin gilt: «Die gleichzeitigen Berichte über diese Heldenthat sind ebenso wortkarg, als dunkel; die späteren Darstellungen der Schlacht aber so reich an sagenhaften Zügen, dass sie beim Erwachen kritischen Sinnes [...] mit Misstrauen aufgenommen wurden.» Wir wissen nicht einmal genau, wo die Schlacht stattfand.

Was noch problematischer ist: Die Quellen berichten nicht, aus welchem Grund der Mor-



Der Spekulation sind wenig Grenzen gesetzt: 700-Jahr-Feier der Schlacht am Morgarten in Oberägeri.

gartenkrieg ausbrach. Hing der Schwyzer Konflikt mit den Thronstreitigkeiten zwischen Ludwig dem Bayern und Friedrich dem Schönen von Habsburg zusammen? Dabei spielte allerdings die Innerschweiz kaum eine Rolle. Wichtig war für die Habsburger hingegen das Kloster Einsiedeln, als dessen Vogt und damit Beschützer sie wirkten. Um die Nutzung des Bodens für Viehzucht entspann sich seit 1300 der «Marchenstreit» zwischen Einsiedler und Schwyzer Bauern. Am Dreikönigstag 1314 plünderten die Schwyzer das Kloster und entführten einige Mönche. War der Zug des habsburgischen Herzogs Leopold eine Strafaktion für die Freveltat? Gegen diese naheliegende Deutung hat der 2010 verstorbene Historiker Roger Sablonier seine These formuliert, dass es sich um einen Streit unter Hochadligen gehandelt habe: Der Angriff der Habsburger habe sich gegen Graf Werner von Homberg gerichtet. Allerdings gibt es keinen Hinweis darauf, dass Werner von Homberg an der Schlacht am Morgarten beteiligt war.

Es gab also 1315 eine Niederlage der Habsburger bei Morgarten. Wir wissen aber nicht, wer genau ihr Gegner war, warum es zur



Schlacht kam und wo sie stattfand. Das ist der Forschungsstand, wie man ihn zum Beispiel im neuen sechsbändigen Handbuch «Geschichte des Kantons Schwyz» (2012) nachlesen kann. Was wissen wir mehr, nachdem das Schweizer Fernsehen termingerecht zum Schlachtenjubiläum «spektakuläre» archäologische Funde beim Ägerisee inszeniert hat? Es handelt sich um eine Handvoll Münzen, einige Speer- und Pfeilspitzen, Sporen, eine Gürtelschnalle. Die Münzen lassen sich in das 13. Jahrhundert datieren; die Waffen gehören ins 14. Jahrhundert. Anders gesagt: Die Fundstücke können Überreste der Schlacht von 1315 sein – wenn ihr Fundort tatsächlich der Schlachtort ist, was wir aber eben nicht wissen. Die Objekte erlauben keine Rückschlüsse auf ihre früheren Eigentümer. Die Münzen können ebensogut im Jahr 1273 vor Räubern versteckt worden sein und die Waffen von einer Bärenjagd im Jahr 1382 stammen – oder von einer Schlacht, die nicht überliefert ist im Jahr 1303. Der Spekulation sind wenig Grenzen gesetzt.

Für Infotainment ungeeignet

Da auch Überreste ans Tageslicht kamen, die nachweislich aus anderen mittelalterlichen Jahrhunderten stammen, liegt es nahe, dass es sich nicht um einen Kampfplatz handelte, sondern eher um eine langfristig bewohnte Siedlung. Doch selbst wenn es sich um Überreste der Schlacht handeln sollte, wissen wir damit kein bisschen mehr über Ablauf und Ursachen. Archäologische Überreste erzäh-

Das Publikum erwartete eine Schlacht – und erhielt stattdessen eine Falschmeldung.

len keine Geschichten. Sie taugen nicht einmal für den Beweis, dass die Schlacht am Morgarten stattgefunden hat – sofern er nötig wäre. Denn daran hat kein Historiker gezweifelt.

Das Schweizer Fernsehen hat aber solche Zweifel in fahrlässiger Weise in die Welt gesetzt. Offensichtlich sind *Weltwoche*-Autor Peter Keller («Morgarten lebt», *Weltwoche* Nr. 26/15) und mit ihm etliche andere Fernsehzuschauer so auf eine falsche Fährte gelockt worden. In der Geschichtsserie «Die Schweizer» hat das Fernsehen SRF am 7. November 2013 den ersten Teil ausgestrahlt, über den «Stauffacher». Als der Film zur Schlacht am Morgarten kommt, fragt die Erzählerstimme, ob es diese gegeben habe oder ob sie nur ein Mythos sei. Darauf werden Kurzaussagen von drei Historikern eingeblendet, die, wie hier dargelegt, erwähnen, wie wenig wir über die Schlacht wissen. Der erste dieser Historiker bin ich. So konnte durch den Filmschnitt der Eindruck entstehen, wir würden die Schlacht selbst in Frage stellen. Wenn man genau anhört, was wir sagen, so ist das

nicht der Fall; aber Fernsehsendungen erlauben kaum genaues Hinhören.

Weshalb haben die Macher von «Die Schweizer» den durch verschiedene unabhängige Quellen belegten Morgartenkrieg in Zweifel gezogen? Das hat nichts mit modernen Forschungen zu tun, sondern sehr wahrscheinlich allein mit Budgetnöten der SRG. Eine Schlachtsszene zu drehen, ist aufwendig und teuer. Das Publikum erwartete aber beim Thema Morgarten eine Schlacht und erhielt stattdessen, was viel billiger kam, die Falschmeldung über einen angeblich hinterfragten Mythos.

Auch ich muss mich an den Ohren nehmen, dass ich mich zu einem Thema mit so schlechter Überlieferung überhaupt interviewen liess. Ich hatte mit dem Team von «Die Schweizer» bei der ersten Sendung, die gedreht wurde («Dufour»), gute Erfahrungen gemacht und dort die Entwicklung des Drehbuchs durch wissenschaftliche Ratschläge begleitet. Bei «Stauffacher» erhielt ich das Drehbuch dagegen erst nach den Interviews und war entsetzt. Ich schickte dem Projektleiter meine Kommentare und schrieb ihm, dass das Drehbuch historisch unrettbar falsch sei.

Unter anderem hielt ich zur Schlacht wörtlich fest: «Ich zweifle nicht an Morgarten.» Auf mein Mail antwortete der Projektleiter, so viel «Quatsch» und «Unsinn» habe er schon lange nicht mehr einstecken müssen, doch der Text werde aufgrund meiner Anmerkungen überarbeitet. Statt darauf zu vertrauen, hätte ich besser die Verwendung meiner Interviews untersagt, denn wie ich selbst dem Projektleiter schrieb: Die Thematik «Morgartenkrieg» eignet sich für einen differenzierenden Dokumentarfilm, aber nicht für Infotainment, also für eine wahrheitsnahe Filmstory. Dafür wissen wir einfach viel zu wenig, und deshalb ist der Stauffacher-Film nicht nur gelegentlich, sondern weitgehend blosser Erfindung der Fernsehmacher: gleichsam die Tellsgeschichte ohne Tell.

Dies festzuhalten, ist kein unpatriotischer Angriff auf liebgewonnene Mythen, die für die Identität und Sinnstiftung von Gruppen oft wichtiger sind als die historische Wahrheit. Doch die gesellschaftliche Aufgabe des Historikers besteht nicht darin, Identität zu stiften. Dank seinem Wissen um Quellen, Forschungsstand und Methode sagt er das aus, was nachprüfbar und insofern objektiv über die Vergangenheit ausgesagt werden kann. Über Morgarten ist das: sehr wenig.

Thomas Maissen ist Historiker und seit 2013 Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Paris. Von ihm erschien 2015 «Schweizer Heldengeschichten – und was dahintersteckt».

***Im Internet:** Link zu «Berichte über die Schlacht am Morgarten» von Theodor von Liebenau: <http://retro.seals.ch/digbib/view?pid=mhv-001:1884:3:13>



Viele Kunden sehen ihr jahrzehntelanges Vertrauen in die Schweiz enttäuscht.

Wenn die Bank dein Geld behält

Ausländische Klienten, die ihr Geld vor dem automatischen Informationsaustausch in Sicherheit bringen wollen, erleben eine böse Überraschung: Banken verweigern die Auszahlung in bar. Tausende Fälle sind derzeit vor Gericht. Erste Urteile sehen die «Abschleicher» im Recht. *Von Florian Schwab*

Kunden wie Louis Dumont (Name geändert) haben Schweizer Banken jahrzehntlang mit offenen Armen willkommen geheissen. Der Mittelständler aus einem grossen Nachbarstaat hatte als junger Mann miterlebt, wie Hyperinflation und Währungsreform die Ersparnisse vernichteten. Seit den 1950er Jahren unterhielt er daher ein Bankkonto bei wechselnden Schweizer Banken. Zu Spitzenzeiten lagen darauf ein paar hunderttausend Franken. Unversteuert. Als Notgroschen für schlechte Zeiten.

Als Dumont vor einigen Jahren starb, machten seine Erben eine, wie sie glaubten, erfreuliche Entdeckung: ein Konto bei der Zürcher Niederlassung einer israelischen Bank! Doch fortan entwickelte sich die Erbschaft zur Last. Als die Erben im vergangenen März das Konto löschen und den Restbetrag in bar ausbezahlt bekommen wollten, weigerten sich die Banker. In einem Schreiben, das der *Weltwoche* vorliegt,

heisst es, man könne «nur Barsaldierungen unter 10 000 Franken» durchführen. Das Finanzinstitut verlangt Instruktionen vom Kunden, «das Geld auf ein Konto auf seinen Namen zu transferieren». Der aktuelle Saldo beträgt nicht einmal 45 000 Franken.

Die Erben Dumont können und wollen keine weiteren Papierspuren verursachen und bestehen auf der Auszahlung in bar. Schliesslich betreiben sie das Geldinstitut. Der Fall liegt derzeit vor Gericht. Aus Sicht der Erben verhalte sich die Bank «wie ein gemeiner Dieb», verlautet aus deren Umfeld. Sie hoffen, dass sie ihr Geld noch rechtzeitig sehen. Vor dem Inkrafttreten des automatischen Informationsaustauschs auf den 1. Januar 2017.

Die Geschichte ist kein Einzelfall, wie eine Umfrage unter Bankjuristen und Anwälten zeigt: Schweizweit gibt es derzeit Hunderte, wenn nicht Tausende ausländischer Kunden,

die bei der Auflösung ihrer Kontobeziehung das Vermögen in bar beziehen möchten und die bei der Bank auf Granit beissen. «Bei jeder Schweizer Bank gibt es solche Fälle», sagt ein bekannter Zürcher Privatbankier.

Das Zentrum der Auseinandersetzung liegt im Tessin. Nach Einschätzung von Tessiner Juristen werden aktuell alleine im Südkanton mehrere hundert Streitfälle vor Gericht verhandelt. Die Quellen erzählen von tumultartigen Szenen an Bankschaltern, deretwegen einzelne Tessiner Institute das Securitas-Dispositiv verstärkt hätten. Auch träten vermehrt dubiose Mittelsleute aus Osteuropa auf den Plan, die gegen eine Kommission – man spricht von zwanzig Prozent – die (legale) Überweisung des Geldes nach Bulgarien, Litauen oder Estland organisierten und von dort aus einen möglichst geräusch- und spurlosen Bezug in bar.

Die Kunden sehen ihr Vertrauen in die Schweiz enttäuscht: Jahrzehntlang hatte man bei jedem Schweiz-Besuch einen Abstecher zum Kundenberater gemacht, jahrzehntlang klaglos die hohen Verwaltungsgebühren akzeptiert. Es war der Preis für die Diskretion. Der Notgroschen sollte in der Schweiz sicher sein, komme, was wolle. Das liess man sich etwas kosten. Bis heute kommt eine Selbstanzeige für manche Kunden nicht in Frage. Dann etwa, wenn sie in einem ausländischen Staat eine wichtige Funktion bekleiden. In Deutschland ist zum Beispiel das Richteramt nur in sehr engen Grenzen mit einer Selbstanzeige wegen Steuerhinterziehung in Einklang zu bringen. In anderen Fällen übersteigen die zu erwartenden Steuernachzahlungen das verfügbare Vermögen.

Seit der automatische Informationsaustausch (AIA) zwischen inländischen Banken und ausländischen Steuerbehörden beschlossene Sache ist, bekommen es die Finanzinstitute mit der Angst zu tun. Aus ihrer Sicht lautet die Frage: Wollen sie sich nach ausländischem Recht strafbar machen, indem sie ihren Kunden das «Abschleichen» ermöglichen, oder wollen sie ihre Kunden brüskieren, indem sie die Barauszahlung verweigern?

«Geldwäscherei in eigener Sache»

Bei der Beantwortung dieser Frage gibt die Finanzmarktaufsicht (Finma) die Richtung vor. Deren unmissverständliche Empfehlung: «Haltet eure Auslandsrisiken unter Kontrolle!» Das Risiko, als Bank oder Bankmitarbeiter ins Visier ausländischer Behörden zu geraten, gilt seit den Erfahrungen in den USA als ungleich gefährlicher als eine Rechtsstreitigkeit mit einzelnen Kunden. Kein Wunder, wählen immer mehr Banken diese Variante und weigern sich stoisch, Bargeld auszuzahlen.

Die Gefahr ist real. Sowohl in Deutschland als auch in Italien machen sich Bankmitarbeiter oder sogar die Bank als Unternehmen strafbar, wenn sie ihre Kunden bei der Steuerhinterziehung unterstützen. In Italien kennt das Geldwäschereigesetz seit 2014 den Tatbestand des sogenannten *autoriciclaggio di denaro*, zu Deutsch etwa «Eigen-Geldwäscherei» oder «Geldwäscherei in eigener Sache». Wer Steuern hinterzieht und die Gelder in ein Land mit Bankgeheimnis schafft, betätigt sich gleichzeitig als sein eigener Geldwäscher, und die kontoführende Bank kommt als Tatbeteiligte ohne viel Federlesens ins Visier der italienischen Behörden. Schweizer Juristen mögen über eine solche Geldwäscherei-Auffassung in der «Schauerrepublik Italien», wie es ein Fachanwalt ausdrückt, die Nase rümpfen; für Bankmitarbeiter kann sie indes sehr verhängnisvoll werden.

Wie sieht die Rechtslage in der Schweiz aus? Steuerhinterziehung bei direkten Steuern wie Einkommens- und Vermögenssteuern ist hier-

zulande keine Straftat, die als Vortat zur Geldwäscherei qualifiziert wird. «Steuerdelikte im Bereich der direkten Steuern berechtigen nicht zu einer Verdachtsmeldung», bestätigt Arnaud Beuret von der Meldestelle für Geldwäscherei MROS. Ein entsprechender Straftatbestand trete erst am 1. Januar 2016 in Kraft und betreffe nur Fälle, in denen die hinterzogene Summe 300 000 Franken pro Steuerperiode übersteigt.

Bei der Schweizerischen Bankiervereinigung kennt man die Problematik mit den Barsaldierungen. Eine Sprecherin sieht die Banken im Recht. «Banken legen Wert auf den *paper trail*»,

Aus Sicht der Erben verhielt sich die Bank «wie ein gemeiner Dieb».

also die lückenlose Dokumentation von Geldflüssen. Sie können «keine Hilfestellung für Unerlaubtes» mehr bieten. Viele Staaten, darunter die Nachbarländer der Schweiz, böten ihren Steuerpflichtigen Möglichkeiten, den Weg in die Legalität zu beschreiten. Die Bankiervereinigung weist darauf hin, dass die Standesregeln Dokumentationspflichten für Kassageschäfte wie die Barauszahlung vorschreiben. Bei Beträgen über 25 000 Franken muss der Bankkunde Rechenschaft über den Zweck ablegen. Es sei den Banken freigestellt, in ihren Allgemeinen Geschäftsbedingungen (AGB) strengere Regeln zu definieren.

Allerdings haben die Banken gerade erst damit begonnen, solche Einschränkungen in ihre AGBs aufzunehmen. Ob diese überhaupt gültig sind, ist juristisch ungeklärt. Bei den Dumont-Erben, wie auch in den meisten anderen Fällen, die derzeit vor Gericht verhandelt werden, bestanden solche Einschränkungen ohnehin noch nicht. Bislang stützten sich die Finanzinstitute auf die juristische Argumentation, wonach sich die Verhältnisse geändert hätten oder die Barauszahlung «nachträglich unmöglich» geworden sei, was sie zum Vertragsbruch berechtige. Dies vermochte bis dato allerdings keine fortgeschrittene Instanz zu überzeugen. Im vergangenen Februar verknurrte das Tessiner Appellationsgericht in zwei Fällen die Bank zur Auszahlung in bar.

Sieg für die Abschleicher, also? Noch nicht ganz. Auf Bankenrecht spezialisierte Juristen wie der Luganeser Anwalt Davide Jermini empfehlen den Banken nun, sich auf die Finma zu berufen: Die Barauszahlung am Ende der Geschäftsbeziehung stelle eine «rechtswidrige Anweisung» im Auftragsrecht dar. Würde die Bank ihr Folge leisten, so würde sie gegen die Weisungen der Finma verstossen, wonach sie sich an ausländisches Recht halten müsse und andernfalls ein Gewährsproblem riskiere. Diese neue Argumentationslinie wird vor Gericht in Kürze erprobt. ○

DIE WELTWOCH

Blättern wie im Heft.

Mit dem E-Paper lesen Sie die Weltwoche am Bildschirm wie im gedruckten Heft. Und Sie können von jeder Ausgabe fünf Artikel verschicken oder ablegen. Beachten Sie den Link auf unserer Website.

Artikel als PDF verschicken

Available on the App Store

ANDROID APP ON Google play

Neandertaler des Geistes

Dank dem Computer hat der Mensch an zwei Gottesprädikate anschliessen können: Mit dem PC wird er «allgegenwärtig» und «allwissend». Kein Wunder, schiessen utopische Träume der Wissensverbreitung ins Kraut. Was taugen die neuen Technologien im Bereich des Lernens wirklich? Von Hans Ulrich Gumbrecht

Ob es uns bewusst ist oder nicht – wenn wir vor den allgegenwärtigen Laptops sitzen, um mit Kollegen und Freunden Probleme zu lösen, Anekdoten und Glückwünsche auszutauschen oder Geschäfte abzuschliessen, wenn wir mit dem iPhone und seinen verschiedenen Funktionen «die Welt in der Hand halten», was ja gar keine Illusion ist, dann erfüllen wir einen dynamischen Menschheitstraum, der in der frühen Neuzeit entstanden war, während der ersten Jahrhunderte nach dem Mittelalter. Der grosse und immer noch lesenswerte Kultursoziologe Norbert Elias zum Beispiel hat gezeigt, wie das damals für breite gesellschaftliche Schichten üblich werdende Essen mit Besteck – anstelle der Nahrungsaufnahme durch die Hände – ein früher Schritt im Rahmen jener Entwicklung war, welche die Welt als «Welt der Dinge» zuerst auf Distanz zu den Körpern der Menschen setzen sollte und bald schon ein bis heute dominierendes Selbstbild als «reines Bewusstsein» anvisierte, auf das sich nicht nur Philosophen mit dem Begriff vom «Subjekt» zu beziehen begannen. Im 17. Jahrhundert brachte René Descartes dann das bis dahin implizite Verhältnis zwischen Subjekt und Welt auf die Formel «Ich denke, also bin ich». In ihr wurde die menschliche Existenz gleichbedeutend mit dem Bewusstsein und dem Denken als dem grundlegenden Operationsmodus des Menschen. Statt Teil der göttlichen Schöpfung zu bleiben, schwangen sich die Menschen auf zur Herrschaft über die Schöpfung als «Welt».

Fusion von Bewusstsein und Software

Zugleich wurde der Körper aus diesem Selbstbild ausgeschlossen und der Welt der Dinge zugewiesen, wodurch als Vorzeichen unseres Lebens ein Abgrund sich auftat – Philosophen haben ihn seither oft einen «ontologischen» Abgrund genannt – zwischen uns als körperlosen Subjekten (Bewusstsein, Psyche) und der Welt der Dinge (Substanz, Materie). Erst unter solchen Voraussetzungen konnte die Aufklärung das Subjekt zum Bürger machen (zum *citoyen* oder *citizen*) und ihm seine neue Rolle bei der Teilnahme an Öffentlichkeit und Politik geben, deren Gleichheitsbedingung nicht mehr durch genealogisch (oder genetisch) begründete Überlegenheitsansprüche (adlige Herkunft zum Beispiel) oder durch körperliche Unterschiede (Geschlecht, physische Kraft, Gebrechen oder Schönheit) modifiziert werden durfte.

Im Leben der globalen Gegenwart vor den Computern hat der Abstand zwischen uns als

Subjekten und der Welt als Objekt sein wohl nicht mehr überbietbares Maximum und mithin auch eine maximale und sogar maximal verbreitete Verfügungsgewalt über die Dinge erreicht, die wir oft «rational» nennen. Denn als «Subjekte» leben wir einerseits in einer Fusion von Bewusstsein und Software, die uns einmacht mit einer in Begriffe und Bilder übersetzten Welt (der in diesem Sinn «zu-handenen» Welt) und die uns andererseits in der deutlichsten Weise abtrennt von der «vor-handenen» Welt aus Materie und Substanz (vor der im Raum unsere Körper stehen). Als körperlose Subjekte haben wir dank der elektronischen Technologie – im durchaus konkreten Sinn – an zwei klassische Gottesprädikate des Monotheismus anschliessen können: Mit dem eingeklammerten Körper werden wir vor dem Com-

Verloren geht in dieser Perspektive der Überschuss an «Bildung» gegenüber «Information».

puter «allgegenwärtig» und zugleich «allwissend», weil es zwischen dem elektronischen Fluss allen Wissens und uns als Bewusstsein nur noch Übergänge ohne Blockaden gibt.

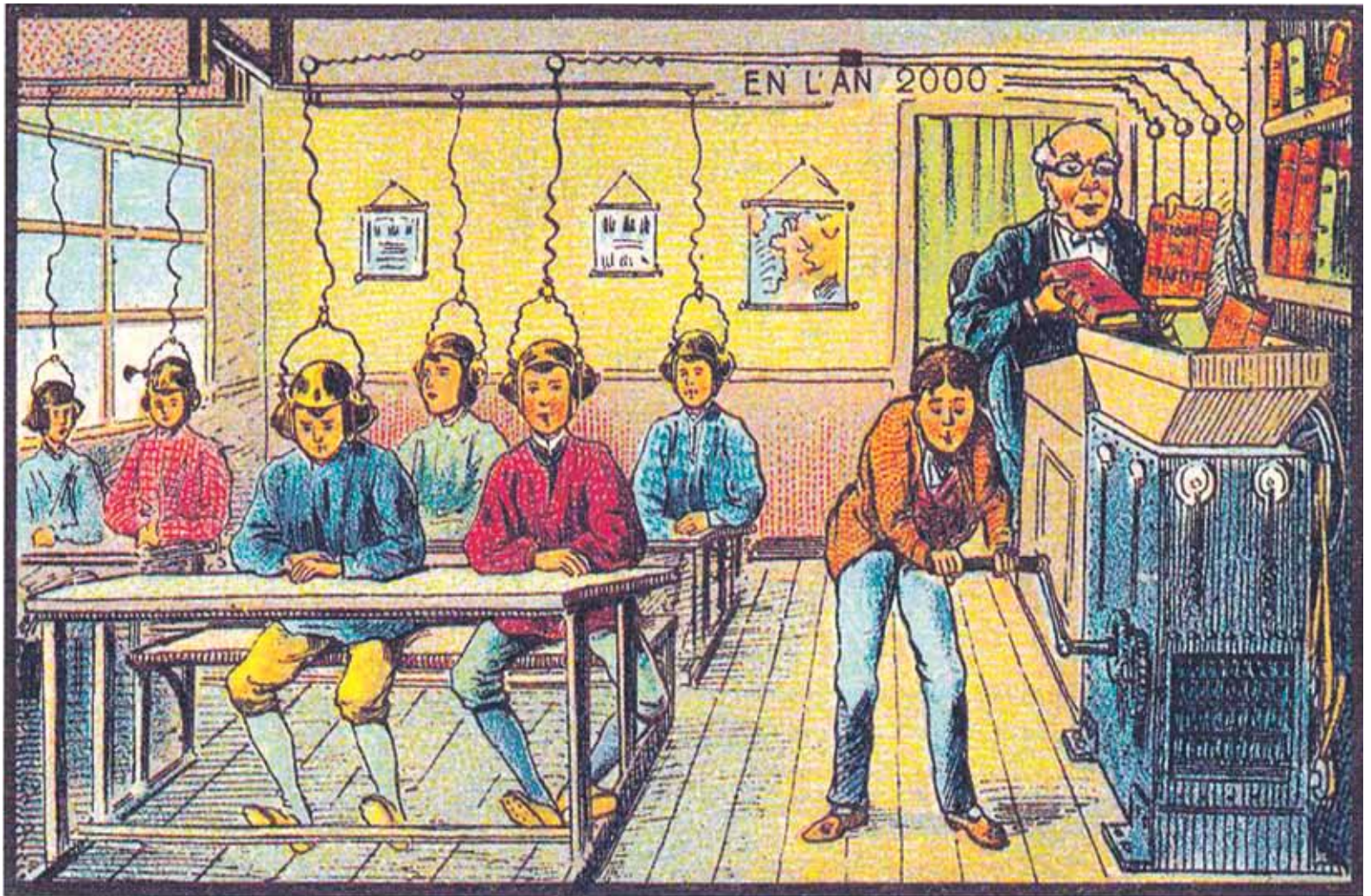
Kein Wunder also, dass in dieser elektronischen Gegenwart utopische Träume und Hochrechnungen von einer neuen Effizienz der Wissensverbreitung als Ausbildung entstanden sind. Vor allem wächst die Zahl der Studierenden, die «online» zu erreichen sind, ins potenziell Unendliche, während umgekehrt die Kosten gegenüber der Lehre in Seminarräumen oder Hörsälen gegen null sinken. Im Silicon Valley hat die Stanford University – experimentierend noch – Kurse angeboten, für die sich tatsächlich Hunderttausende von «Studenten» einschrieben und mit einem Diplom belohnt wurden. Darüber hinaus wächst die Unabhängigkeit der Kursteilnehmer in einer Weise, die meist als Schritt der Befreiung und Emanzipation erlebt wird. Etwa müssen sie ihre Studierzeiten nicht mehr nach den Zeitplänen der Dozenten ausrichten und können in Chatrooms gemeinsame Fragen und interne Schleifen der Kommunikation verfolgen, wie sie sich am Rande des Unterrichts in realer Präsenz nur selten ergeben. Allerdings hört man von Dozenten, die an hybriden Formen der Lehre zwischen Realpräsenz und elektronischer Offenheit arbeiten, dass die Energie bei solch lateralem Austausch nach einer Anfangseuphorie oft schnell abebbt

– und es dann erheblicher Motivationsimpulse zu ihrer Erhaltung bedarf. Hinzu kommt – wenigstens aus der Perspektive privater Universitäten – dass Online-Kurse den Marktwert ihrer klassischen Studiengänge herabsetzen, für die auf der College-Ebene (und bei entsprechenden Einkommensverhältnissen der Studentenfamilien) in den Vereinigten Staaten derzeit über 50 000 Dollar pro Jahr zu entrichten sind.

Befreiung von «unnötigem Ballast»

Doch dies sind letztlich Rand- und Anfangsprobleme, für die sich gewiss rasch pragmatische Lösungen finden – und optimieren – lassen. In der über elektronische Medien abgewickelten Lehre liegt eine ganz andere, langfristig massive Bedrohung der Bildung, welche bisher kaum sichtbar geworden ist, weil sie, zumal von staatlichen Bildungssystemen, als entscheidende Errungenschaft präsentiert und gefeiert wird. Sie verbirgt sich in der Beschreibung von Bildung als «Vermittlung berufsrelevanter Information», wie sie als Befreiung von «unnötigem Ballast» mit den Folgen verkürzter Studienzeiten (und den daraus allseits erwachsenden finanziellen Vorteilen) politisch unwiderstehlich wirkt, aber auch, zumal in Europa, als Nivellierung von sozial bedingten Differenzen im Kompetenzniveau von Studienanfängern – und mithin als noch weitere Öffnung der Hochschulen. Verloren geht in dieser mittlerweile ganz natürlich scheinenden Perspektive der Überschuss von «Bildung» im traditionellen Sinn gegenüber «Information»: So kann man (mit beinahe reflektorischer Selbstverständlichkeit und kulturkritischem Stirnrunzeln) einwenden, um dann doch auf ein von uns Verteidigern pädagogischer Realpräsenz beinahe immer unterschätztes Problem zu stossen. Wir verfügen nicht wirklich über ein prägnantes und in der Öffentlichkeit von heute hinreichend farbiges Repertoire von Begriffen und Bildern, das jenen von uns immer wieder heraufbeschworenen Überschuss der «Bildung» gegenüber der «Information» zu illustrieren vermöchte. Und selbst wenn es gelänge, die Rhetorik zugunsten der Bildung hinreichend zu verbessern, so fehlten immer noch empirische Untersuchungen und Belege, welche solch neuen Argumenten für alte Werte eine mit den Effizienzquoten der Online-Erziehung vergleichbare Härte gäben.

Wenn wir nicht weiter – im täglichen Rhythmus – Terrain verlieren wollen, dann ist es höchste Zeit, dass wir uns dieser doppelten Aufgabe stellen. Am Beginn muss eine Entfaltung



Ist Humboldt unter heutigen Bedingungen ernst zu nehmen? Vision eines Klassenzimmers im Jahr 2000 (Postkarte von 1910).

des klassischen Begriffs von «Bildung» stehen, zusammen mit einer einschlägigen rhetorischen Mängelliste. Prozesse von Bildung in der Realpräsenz gemeinsamen Raumes schliessen – anders als elektronische Informationsvermittlung – eine wachsende Sensibilisierung gegenüber der Welt der Dinge und des Körpers ein. Das wissen Schweizer zumal seit der Veröffentlichung von Rousseaus «Emile» vor beinahe zweieinhalb Jahrhunderten. Doch die Frage nach den Funktionen einer solchen Sensibilisierung dürfen wir uns nicht mehr ersparen. Kommt ihr in der Wirkung einer «Ästhetisierung des Alltags» auch ein Praxiswert zu? Lässt sich beweisen, dass eine sich elegant bewegende und in farbigen Worten sprechende Ärztin, Juristin, Managerin erfolgreicher ist?

Komplexer und gewiss noch wichtiger ist die Intuition Wilhelm von Humboldts, nach der ausschliesslich die Universität Ort der Innovation von Wissen sei, weil sich neue Gedanken und Einsichten allein aus der unmittelbaren Begegnung des reifen, konzentrierten, aber auch schon beruhigten Geists der Professoren mit dem noch zentrifugalen, aber kraftvolleren Geist der Studenten ergebe. Ist Humboldt unter heutigen Bedingungen ernst zu nehmen? Wenn sein schöner Gedanke von einem Motiv geisteswissenschaftlicher Sonntagmorgen-

reden zu einer politischen Forderung und Linie des Widerstands werden soll, dann müssen wir Evidenz für die implizite Vermutung beschaffen, dass bestimmte Formen der Innovation auch von den am besten ausgestatteten Forschungsinstituten nicht zu leisten sind. Denn die von den meisten Wissenschaftlern als Prestigesymbol nur allzu gerne angenommene Entfernung von der Lehre, ihre «Auslagerung» in hochdotierte Forschungszentren, scheint ja durchaus eine Komplementärentwicklung zum Trend der Online-Ausbildung zu sein.

Alan Turing entwickelte die «Enigma machine», ohne die als Vorläufer die Entwicklung der elektronischen Technologie offenbar nicht vorstellbar ist, unter dem Überlebensdruck der militärischen Situation zu Beginn des Zweiten Weltkriegs und in geheimdienstlicher Abschottung von der Lehre. Albert Einsteins für die Modernisierung der Naturwissenschaften ausschlaggebenden Einsichten gehen auf seine Jahre beim Berner Patentamt zurück. Liesse sich also im Ernst behaupten, was nach der Veröffentlichung seiner privaten Notizen in ihrer erbärmlichen intellektuellen Banalität für Martin Heidegger gelten muss, nämlich, dass er allein in der Gegenwart von Studenten einer der grossen Denker des vergangenen Jahrhunderts sein konnte? Dies ist keine rhetorische

Frage und auch mehr als eine geistreiche Vorgabe für wissenschaftsgeschichtliche Kolloquien. Vielmehr steht in ihrer Beantwortung das Überleben von Bildung auf dem Spiel.

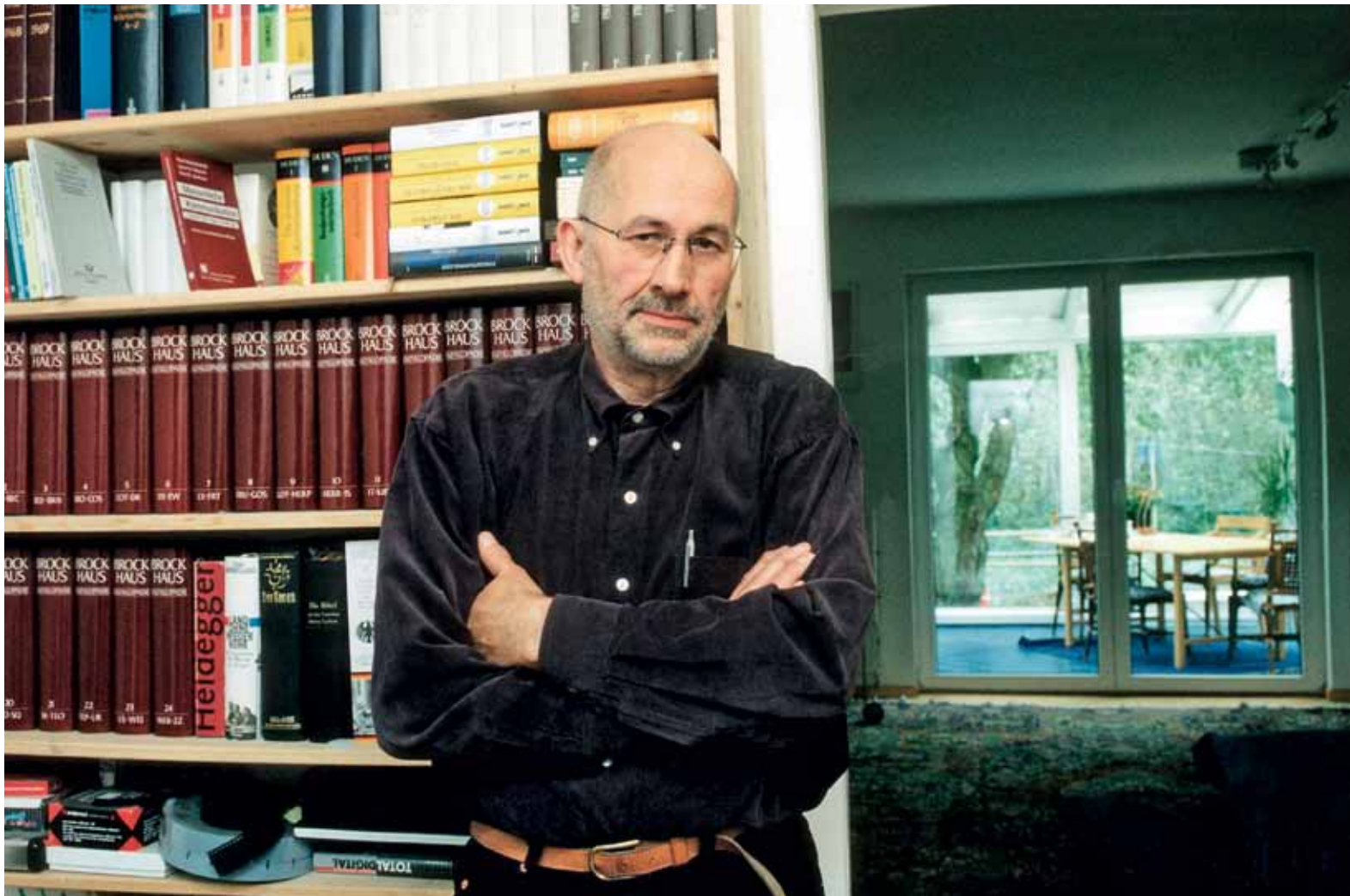
Wirkungsvollere Argumente

Selbst dass ein international führender Computerspezialist wie John L. Hennessy als Rektor der Stanford University auf Unterricht in kleinen Gruppen für die Zukunft setzt, könnte aus der Retrospektive dieser zur Gegenwart gewordenen Zukunft zu einer rührenden Anekdote werden, die an jene Mönche erinnert, welche sich hinter Pergamentmanuskripten und apokalyptischen Visionen gegen den Fortschritt von Gutenbergs Druckpresse verschanzten. Denn über die wirkungsvolleren Argumente verfügen allemal die Propheten von «Information» und «Online-Ausbildung.» Noch hoffe ich, dass sie nicht zu einer Dynamik gehören, mit der Kultur und Technik an die Stelle der biologischen Evolution getreten sind. Wer möchte schon sein Leben mit der Vermutung beschliessen, ein Neandertaler des Geistes gewesen zu sein.

Hans Ulrich Gumbrecht ist Professor für Literatur an der Stanford University in Palo Alto, Kalifornien.

«Behandlungsstand unverändert»

Einst verteidigte Horst Mahler Terroristen, er gründete die Rote-Armee-Fraktion und überfiel Banken. Das hat ihm das Establishment verziehen. Dann schlug er sich plötzlich auf die Seite der Rechtsextremen. Dafür gibt es in Deutschland kein Pardon. *Von Alex Baur*



Vom RAF-Ideologen zum Holocaust-Leugner: Rechtsanwalt Mahler, 1997.

Anfang letzte Woche wandte sich Elzbieta Mahler mit einem dramatischen Aufruf an die deutsche Öffentlichkeit: Ihr 79-jähriger Gatte befinde sich in einem lebensbedrohlichen Zustand. Tatsächlich steht es ziemlich schlecht um Horst Mahler. Der womöglich älteste Strafgefangene Deutschlands leidet gemäss Arztberichten an einem schweren insulinpflichtigen Diabetes, Herzkammerflimmern und einer chronischen Niereninsuffizienz (Stufe 3). Dazu kommt ein offener Wundbrand an einem Bein, wie er bei Zuckerkrankheit und mangelnder Bewegung oft vorkommt.

Seit nunmehr sechs Jahren sitzt Mahler in Brandenburg hinter Gittern, wegen Volksverhetzung*. Der 79-Jährige verfault förmlich im Knast. Horst Mahler, einst schillernder Promi-Anwalt, Gründer der Rote-Armee-Fraktion (RAF), gefragter Interviewgast und Gastreferent, ist ein berühmter Mann in Deutschland.

Genauer: Er war einst berühmt. Seit er um die Jahrtausendwende vom linken ins rechte Lager gewechselt hat, mögen sich viele seiner marxistischen Kampfgenossen aus alten Zeiten, von denen sich einige längst in der hohen Politik etabliert haben, nicht mehr an ihn erinnern.

So blieb Elzbieta Mahlers Hilferuf an Otto Schily (Innenminister 1998–2005, SPD) und an den «lieben Hans-Christian» Ströbele (seit 1998 Abgeordneter der Grünen im Bundestag) erfolglos. Den Altbundeskanzler Gerhard Schröder, einst ein enger Vertrauter, mochte sie gar nicht erst anrufen. Taubstumm stellen sich auch die deutschen Medien. Es ist, als hätte Horst Mahler nie existiert.

Am letzten Samstag durfte Elzbieta Mahler ihren Gatten im Gefängnis-Krankenhaus nach heftigem Insistieren dann doch noch besuchen, zusammen mit dessen Tochter Wiebke, stets streng bewacht von einem Aufseher.

Nicht dass Horst Mahler jemanden umgebracht, vergewaltigt oder sonst wie an Leib und Leben bedroht hätte. Die Gefahr ist rein geistiger Natur. Der Gefängnisaufseher muss verhindern, dass der Häftling Sätze sagt, die in Deutschland niemals ausgesprochen werden dürfen. Denn Horst Mahler ist ein sogenannter Holocaust-Leugner. Die Vernichtung der Juden in Nazideutschland hat nach seiner Meinung nie stattgefunden, die Gaskammern wären demnach eine jüdische Erfindung.

Nun gibt es Revisionisten verschiedenster Prägung – solche, die bloss das Ausmass der Schoah bezweifeln, andere verherrlichen Hitler und seine Schergen als Opfer einer weltweiten jüdischen Verschwörung. Doch Wiebke Mahler mag nicht um den heissen Brei herumreden: «Ja, mein Vater ist ein Holocaust-Leugner.»

Wir sitzen in der guten Stube der Mahlers in Kleinmachnow, einem putzigen Aussenbezirk

von Berlin. Elzbieta, Wiebkes Stiefmutter, eine gebürtige Polin, die als Mittfünfzigerin altersmäßig ihre Schwester sein könnte, serviert Kaffee und belegte Brötchen. Elzbieta wohnt hier mit ihren Söhnen aus erster Ehe, die Horst Mahler zu seinen eigenen gemacht hat und die mittlerweile an der Uni studieren. Später gesellt sich auch noch Wiebkes Bruder Axel zur Runde, ein Informatiker. Die Stimmung ist freundlich und angeregt. Man fühlt sich wohl in diesem offenen, ebenso schlicht wie geschmackvoll hergerichteten Haus.

Die Welt der Neonazis, so wie man sie sich vorstellt, steht in einem eigentümlichen Kontrast zu dieser gesitteten Familienrunde. Es ist freilich auch nicht die Welt der Mahlers. Die Theorien ihres Vaters oder Gatten sind ihnen im Grunde fremd. Gleichwohl wird schnell klar: Sie lieben ihren Horst nicht nur, sie achten und verehren ihn, egal, was er verkündet. Und sie können nicht verstehen, was an diesem Mann so gefährlich sein soll, dass man ihn wie einen Schwerverbrecher wegsperret. Sie möchten, dass Horst Mahler seine letzten Tage zu Hause in Kleinmachnow verbringen darf.

Eine andere Frage ist, ob das auch sein Ziel ist. Und vor allem: zu welchem Preis?

Resozialisierung im DDR-Knast

Im letzten Juni wies der Gefängnisleiter von Brandenburg einen Antrag auf frühzeitige Entlassung und Verlegung Mahlers in den offenen Vollzug mit Verweis auf den «unveränderten Behandlungsstand» ab. Beim Häftling handle es sich trotz seines hohen Alters um einen «agilen, kognitiv gut strukturierten Mann, der unbeirrt zu seiner Gesinnung steht und ein reiner Überzeugungstäter ist», heisst es in der Stellungnahme. Und weiter: «Mahler ist mit den sozialpädagogischen Mitteln des Vollzuges behandlerisch nicht erreichbar.»

Gespräche mit dem Sozialdienst habe er mit der Bemerkung «Fragen Sie den Zentralrat der Juden» abgelehnt. Seine Kontakte zu «Personen mit ähnlicher oder gleicher rechter Gesinnung» stellten nach wie vor eine Gefahr dar. Auch befasse er sich weiterhin mit dem Judentum, der deutschen Geschichte und «insbesondere mit den hegelschen Lehren». Obwohl «sehr intelligent, belesen, philosophisch argumentierend», bestehe bei ihm weiterhin eine «unerklärliche Neigung» zu einer «Protesthaltung». Seine Gesinnung habe sich dergestalt verfestigt, dass «im Sicherheitsinteresse der Öffentlichkeit» eine Entlassung vor dem Ende der vollen Strafe im Dezember 2018 kaum in Frage komme. Ein psychiatrisches Gutachten soll vorweg Auskunft darüber geben, ob man Horst Mahler überhaupt je freilassen soll.

Noch vor wenigen Jahren wurden in derselben Justizvollzugsanstalt Brandenburg DDR-Dissidenten nach derselben Logik «behandelt», pathologisiert und zur richtigen Ge-

sinnung umerzogen. Man mag dem entgegenhalten, dass zwischen sozialistischer Behandlung und der Praxis der heutigen deutschen Justiz ein qualitativer Unterschied besteht und Horst Mahler wusste, worauf er sich einliess.

Teutonischer Don Quijote?

An Erfahrung und juristischem Fachwissen mangelte es dem Anwalt fürwahr nicht. Und was er sich in den letzten fünfzehn Jahren an Spott über den Holocaust, Hitlerverehrung und Schmähungen gegen das Judentum, das herrschende Establishment und namentlich dessen Richter erlaubte, klingt selbst für nicht-deutsche Ohren deftig (wir ersparen uns an dieser Stelle die verbotenen Äusserungen).

Warnungen gab es genug. 2004 verlor Mahler wegen standeswidriger Unflätigkeit sein Anwaltspatent. Ein Jahr später wurde er erstmals wegen Volksverhetzung zu einer fünfmonatigen Freiheitsstrafe verurteilt, die er mangels Einsicht und Reue auch verbüsst. Die Verurteilung ging auf ein Mandat der Nationaldemokratischen Partei Deutschlands (NPD) zurück, deren Verbot er vor Gericht erfolgreich bekämpfte. In einer Rechtsschrift äusserte sich Mahler dabei abschätzig über die angebliche Weltherrschaft der Juden. Doch was für andere eine Warnung sein mag, schien seine Kampfeslust erst recht geweckt zu haben.

In zahllosen Traktaten, Interviews und Vorträgen versuchte er die gängige Darstellung der Schoah fortan als jüdische Propagandafindung zu widerlegen. Bisweilen erstattete



Hilferuf: Mahler (l.) mit Otto Schily, 1972.

Mahler die Strafanzeigen gegen sich gleich selber, bisweilen führte seine Verteidigung vor Gericht gleich zur nächsten Anklage.

Lange passierte nichts, doch 2009 brach die volle Ladung über ihn herein: Drei Gerichte verurteilten Horst Mahler mehr oder weniger simultan wegen Volksverhetzung in 27 Fällen zu insgesamt 29 Jahren und 11 Monaten Haft. Daraus errechnete man später eine Gesamtstrafe von 10 Jahren und 4 Monaten Gefängnis. In einem Münchner Gerichtssaal wurde Mahler verhaftet, seither sitzt er im ehemaligen DDR-Gefängnis von Brandenburg fest.

Welcher Teufel ritt den Anwalt, der selbst von seinen Gegnern als blitzgescheit, charismatisch und gebildet beschrieben wird, auf seinem Kreuzzug gegen die deutsche Holocaust-Justiz? War hier ein *Advocatus Diaboli* am Werk, der einer verlogenen Gesellschaft, die im Namen der Freiheit die freie Rede bestraft, einen Spiegel vors Gesicht halten wollte? Ist Horst Mahler ein Bekehrter, ein moderner Kohlhaas vielleicht, der sich in seinem Kampf um die Gerechtigkeit derart verrannt hat, dass er am Ende seine eigene Existenz zugrunde richtet? Oder einfach ein Don Quijote teutonischer Bauart, der statt gegen Windmühlen gegen Gaskammern anrennt?

Wiebke und Axel Mahler haben sich diese Fragen oft gestellt – und die abschliessende Antwort nie gefunden. Sie beschreiben ihren Vater als warmherzigen Menschen, der «in seiner verkopften Art» allerdings sehr stur sein könne. Wenn er sich als Anwalt an einem Fall festgebissen habe, dann habe er mit dem Tunnelblick eines Besessenen nicht mehr losgelassen und alle Hebel in Bewegung gesetzt – bisweilen mit spektakulären Erfolgen.

Es gab aber auch kolossale Niederlagen mit entsprechenden Kollateralschäden. Krachende Irrtümer säumen seinen Lebensweg; bisweilen anerkannte er dies auch und änderte seine Meinung entsprechend. Nur eines blieb konstant: sein Hang zur Radikalität. «Er kämpfte stets gegen das herrschende Establishment», meint Axel Mahler, «früher gegen das rechte, heute gegen das linke.»

Eine sehr deutsche Biografie

2004 wurde der Berliner Gerichtspsychiater Alexander Böhle mit einem Gutachten über den Geisteszustand von Horst Mahler beauftragt. Dieser verweigerte sich dem Gespräch, Böhle musste sich mit den umfangreichen Akten begnügen. Hinweise auf einen pathologischen Befund konnte er dabei nirgends finden. Gleichwohl ist die Expertise erhellend. Denn sie erzählt, nüchtern und frei von jeder moralischen Wertung, die bewegte Geschichte eines Mannes, die exemplarisch mit der jüngeren deutschen Geschichte verflochten ist. Das Naziregime und die deutsche Schuld gegenüber den Juden verfolgten ihn das Leben lang.

Horst Werner Dieter Mahler wurde im Januar 1936 als Sohn eines Zahnarztes in einem konservativ-bildungsbürgerlichen, protestantischen Milieu in Schlesien geboren. 1945 musste die Familie in den Westen fliehen, wenig später nahm sich der Vater das Leben. Horst Mahler schaffte sein Abitur und später das Studium der Juristerei dennoch mit Bestnoten. Er heiratete jung, 1956 trat er in die SPD ein, aus der er aber wegen seiner radikalmarxistischen Linie bald ausgeschlossen wurde. Gleichwohl legte er in den frühen sechziger Jahren in Berlin eine atemberaubende Karriere als Wirtschaftsanwalt hin. >>>



Seltsames Gefühl: Elzbieta, Wiebke und Axel Mahler vor ihrem Haus bei Berlin.

Wie manch ein Zeitgenosse wurde Mahler während der Protestwelle um den Schah-Besuch 1967 radikalisiert. Fritz Teufel, Rainer Langhans, Rudi Dutschke – all die Grössen aus jener Zeit liessen sich von ihm verteidigen. Doch dabei blieb es nicht. Zusammen mit seinen Mandanten Andreas Baader, Gudrun Ensslin und Ulrike Meinhof tauchte er 1970 ab, liess sich in Jordanien zum Terroristen ausbilden und gründete die RAF, als deren intellektueller Kopf er galt.

Sie sei erleichtert gewesen, als ihr Vater bloss wenige Monate später verhaftet wurde, sagt Wiebke Mahler, denn sie habe Angst gehabt, dass er sonst erschossen würde. Der spätere Innenminister Otto Schily übernahm seine Verteidigung. Wegen mehrerer Banküberfälle und einer Gefangenenbefreiung wurde Mahler zu vierzehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Die Haftzeit nutzte er zum intensiven Studium des deutschen Philosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel, des Begründers der modernen Dialektik. Bei Hegel stiess er auf ein Prinzip, das zu seinem Lebensmotto werden sollte und das er seither immer wieder zitierte: «Was nicht auf einen Widerspruch führt, ist unwahr; Widerspruch ist das Zeichen der Wahrheit.»

Mutmasslich dank eiserner Disziplin und dem Studium philosophischer Schriften habe er die Einzelhaft seelisch wie körperlich «erstaunlich gut überstanden», notierte ein Gefängnisarzt. 1974 wird Horst Mahler von der RAF ausgeschlossen, ein Jahr später sagt er sich von der politischen Gewalt los. Nicht zuletzt verurteilt er einen Terroranschlag auf ein jüdisches Gemeindehaus scharf. Obwohl das Verbrechen noch vor seiner Zeit stattfand, sei er damit «nie ins Reine gekommen».

1979 empfängt der damalige Innenminister Gerhart Baum den geläuterten Ex-Terroristen zu einem Gespräch, das der *Spiegel* als Titelgeschichte gross aufmacht. Ein Komitee, in dem bekannte Geistesgrössen der Bundesrepublik aktiv mitwirken, setzt sich in der Folge für Mahlers frühzeitige Freilassung ein, die ihm 1980 auch gewährt wird. Der spätere Bundeskanzler Gerhard Schröder erstreitet Mahlers Wiederzulassung als Anwalt vor Gericht.

In den neunziger Jahren wirkt Horst Mahler wieder als Wirtschaftsanwalt. In einem Inter-

Die Haftzeit nutzte er zum intensiven Studium des idealistischen Philosophen Hegel.

view mit der *Jungen Freiheit* rechnet er hart ab mit der «antidemokratischen» Haltung der 68er, welche «Leute mit anderer Meinung niedergeschrien» hätten. Eindringlich plädiert er für den freien Wettstreit der Meinungen: «Es dürfen keine Positionen von vornherein diskriminiert werden; man sollte sich gegenseitig für so demokratisch gefestigt halten, um das Vertrauen zum Gespräch zu finden.»

Es ist die Zeit, in der Mahler erstmals über die «Holocaust-Keule» herzieht. In einem Akt der Solidarität tritt er im Jahr 2000 der verfemten nationalkonservativen NPD bei, die er vor Gericht erfolgreich verteidigt – um sie hernach gleich wieder zu verlassen. Die Geschichte wiederholt sich: Anwalt Mahler hat das Schicksal eines Mandanten zu seinem eigenen gemacht und weiterentwickelt. Nur findet er diesmal keine namhaften Verbündeten mehr. Erfolglos versucht er zu erklären, dass sich seine Verbalattacken gegen das Judentum nicht gegen

die Juden als Menschen oder Rasse richteten, sondern gegen eine Religion (eine Unterscheidung, die bekanntlich ziemlich schwierig und verfänglich ist).

Im Gefängnis widmet Mahler 2013 dem jüdischen Antizionisten Gilad Atzmon, den er bewundert, ein Buch mit dem Titel «Das Ende der Wanderschaft». Den Juden empfiehlt er eine freiwillige und friedliche Überwindung ihrer Religion, die für ihn nach wie vor des Teufels ist. Beim Zentralrat der Juden in Deutschland kommt das Angebot indes schlecht an. Das Werk wird sofort verboten und bringt Mahler eine neue Anklage der Staatsanwaltschaft wegen Volksverhetzung sowie eine Verschärfung des Haftregimes ein.

Wie Junker Jörg auf der Wartburg

Mit Unterstützung des Musikers und Autors Gilad Atzmon, des Filmautors Gerard Menuhin (eines Sohns des Jahrhundertgeigers Yehudi Menuhin) und des grünen Politikers Friedrich Bode wehrte sich Mahler erfolgreich gegen die Zensur des Buches, die bis zum Vorliegen eines Gerichtsurteils vorläufig aufgehoben wurde. Doch die Gerichte lassen sich Zeit. Noch ist nicht einmal über die Zulassung der Anklage entschieden worden. Gut möglich, dass die Richter auf eine biologische Lösung des diffizilen Problems hoffen. Gegen Tote wird auch in Deutschland nicht prozessiert.

«Manchmal hege ich den Verdacht, dass sich mein Vater in seiner Zelle fühlt wie Junker Jörg auf der Wartburg», sagt Axel Mahler. Das Gefängnis als willkommenes Refugium für geistige Exerziten? Als Horst Mahler letzte Woche in seiner Zelle zusammenbrach, verweigerte er zuerst den Transfer in die Klinik. In der Not rief die Gefängnisleitung seine Frau Elzbieta herbei, die ihn auf ihre sanfte, aber doch resolute Art schnell eines Besseren belehrte. Danach lag er drei Tage auf der Intensivstation.

Seit bald zwanzig Jahren sorgt sich Elzbieta Mahler um das Wohl dieses Mannes, der ohne sie wohl ziemlich verloren wäre. Und was denkt sie über seine Theorien? Na ja, sagt sie, zumal als Polin habe sie schon ein seltsames Gefühl im Bauch, wenn ihr Horst Hitler und seine Schergen verteidige. Immerhin – man hat es geahnt – habe auch sie eine Grossmutter, die Auschwitz überlebte.

Doch die Ideologien kommen und gehen, auch das hat Elzbieta Mahler in ihrer Heimat gelernt. Dass man einen Menschen jedoch ins Gefängnis steckt, nur weil er eine Meinung vertritt, die nicht sein darf, und mag sie noch so abwegig erscheinen – das provoziert in ihr ungleich mehr Widerwillen.

* Der Straftatbestand der «Volksverhetzung» (Art. 130 des deutschen Strafgesetzbuchs) entspricht in etwa dem schweizerischen Tatbestand der «Rassendiskriminierung» (Art. 261bis StGB) und stellt unter anderem das Bestreiten eines Völkermordes unter Strafe, womit in der Regel der Holocaust gemeint ist.

Der «gerechte» Terrorist aus Biel

Madschid N. aus Biel macht Karriere beim Islamischen Staat in Syrien und kommt angeblich um. Prompt veröffentlicht der Islamrat einen schönfärberischen Nachruf. *Von Kurt Pelda*

Qaasim Illi, Mediensprecher des selbsternannten Islamischen Zentralrats Schweiz (IZRS), ist Konvertit und war Mitglied der Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (Auns). Früher war er für seine jüdenfeindlichen Aussagen bekannt. Inzwischen spricht er nicht mehr öffentlich von «Zionisten-Schweinen», sondern hat gelernt, sich subtiler auszudrücken. Zum Beispiel, wenn er dem angeblich in Syrien umgekommenen Bieler Terroristen Madschid N. in einem Nachruf wünscht, dass Allah ihm gnädig sein möge und sein Vermächtnis allen Gerechten als Andenken dienen solle. Dabei handelt es sich um denselben 24-jährigen Madschid, der in einer Freitagspredigt Allah anflehte, Amerika und die Juden zu vernichten.

Bern verweigert die Wiedereinreise

Der Terrorist und ehemalige Bieler Gymnasiast ein Gerechter? Wenn man libanesischen Medien Glauben schenken will, dann zog Madschid als Scharia-Richter des sogenannten Islamischen Staats (IS) eine lange Blutspur hinter sich her, und zwar im syrischen Qalamun-Gebirge, das direkt an den Libanon grenzt. Madschid selbst bestritt dies in einer Audiobotschaft, doch ist der IS bekannt dafür, dass er nicht in erster Linie gegen das brutale Assad-Regime kämpft, sondern vor allem gegen andere Rebellenformationen, darunter die Freie Syrische Armee (FSA). Mit Geld und Gewalt soll Madschid, der Jordanier mit palästinensischen Wurzeln, die FSA-Kämpfer dazu gebracht haben, sich dem IS anzuschließen. Rivalisierende Kommandanten wurden umgebracht. Welche Rolle Madschid dabei genau spielte, wird sich vielleicht nie mehr eruieren lassen. Wie aber selbst Illi in seinem Nachruf schreibt, hatte Madschid einen gefangengenommenen FSA-Kommandanten zuallererst einmal geschlagen und ihn des Verrats bezichtigt, bevor er sich dessen Geschichte überhaupt anhörte.

Nun wäre es falsch, den rührigen Illi als IS-Fan abzutun. Es gibt zwar unter den Islamratsmitgliedern durchaus einige, die den IS bewundern, doch scheint die Sympathie von Illi und Co. eher dem IS-Rivalen Nusra-Front zu gelten, dem syrischen Ableger von al-Qaida. Das lässt sich daraus schliessen, dass der Islamrat eines seiner Videos mit einem arabischen Loblied auf die Nusra-Front unterlegte (*Weltwoche* Nr. 39/14). Ausserdem bezeichnete ein im IZRS-Vorstand gutvernetztes junges Aktivmitglied den jemenitischen Al-Qaida-Terroristen Anwar al-Awlaki auf Facebook als Vorbild für die islamische Gemeinschaft, eine Tatsache, die der IZRS leugnet, obwohl entsprechende Beweise vorliegen.

Doch zurück zum Dschihadisten Madschid N. Der junge Mann mit der hohen Stimme flog 2011 nach Kenia, wahrscheinlich um von dort nach Somalia zu reisen und sich der Terrororganisation al-Schabaab anzuschliessen, ebenfalls ein Ableger von al-Qaida. Das liess sich vor einem kenianischen Gericht allerdings nicht beweisen, und Madschid wurde ausgewiesen. Weil die Schweiz in ihm zu Recht ein Sicherheitsrisiko sah und Madschid nur einen C-Ausweis besass, verweigerte ihm Bern die Wiedereinreise. Der ehemalige Gymnasiast und Schachspieler musste nach Jordanien zurück. Diese Tatsache missbraucht Illi für einen perfiden Seitenhieb an die Adresse der Schweizer Behörden: Die Weichen für Madschids weiteres Handeln, also für die Reise nach Syrien und seinen Beitritt zum IS, seien durch Berns Rückreiseverweigerung gestellt worden.

Untypische Hinrichtungsmethode

Madschid N. war ein Wendehals, der seine islamofaschistische Ideologie anpasste, wenn es ihm nützte. Anfänglich schloss er sich der Nusra-Front an. Wie einer Ende 2014 veröffentlichten Audiobotschaft zu entnehmen ist, entdeckte er dann aber plötzlich, dass sich die Nusra-Front in «illegaler Weise» vom IS abgespalten habe und dass sie mit der FSA, einer «Alliierten der USA», gemeinsame Sache mache. Ausserdem entrüstete sich Madschid

darüber, dass die Nusra-Front die Vollverschleierung der Frauen nicht mit Gewalt durchsetzte. Könnte es sein, dass er einfach von den Erfolgen des «Kalifats» geblendet war und sich beim IS bessere Chancen ausrechnete?

Jedenfalls lief Madschid schon bald zum IS über. Doch im Qalamun-Gebirge, weit weg von der Zentrale im nordsyrischen Raqqa, war das «Kalifat» schwach und chaotisch organisiert, es drohte von Rivalen aufgegeben zu werden. Das könnte der Grund gewesen sein, warum Madschid dem «Kalifat» am Schluss ebenfalls den Rücken kehrte. Ende Mai kritisierte er die lokalen Kommandanten des IS in einer neuen Audiobotschaft scharf und warf ihnen unter anderem vor, ihre Truppenstärke aufzublähen, um sich den überschüssigen Sold in die eigenen Taschen zu stecken. Allerdings ist es nicht erwiesen, dass die Stimme in diesen Tonaufnahmen wirklich zu Madschid aus Biel gehört. Der IS reagierte, indem er Madschid mit drei Schüssen in die Beine niederstrecken liess. Drei Tage später soll der junge Mann aus Biel verendet sein, eine etwas ungläubwürdige Geschichte und eine für den IS doch ziemlich untypische Hinrichtungsmethode. Es wäre nicht das erste Mal, dass man einen Dschihadisten aus der Schweiz fälschlicherweise für tot erklärt hätte. So etwas sollte man nur glauben, wenn authentisches Bildmaterial als Beweis vorliegt. ○



Drei Schüsse in die Beine: Bieler Terrorist Madschid N. auf Youtube.



Sie nehmen es hin wie ihr täglich Brot: Awdejewka nahe Donezk, 7. Juni 2015.

Das Tischtuch ist zerschnitten

Im Donbass in der Ostukraine wird in den Familien Russisch gesprochen. Dennoch will hier niemand zum grossen Nachbarn gehören. Im Westen als Separatisten verschrien, kämpfen sie unbeirrt für ihre Eigenständigkeit. *Eine Reportage von Thomas Fasbender*

Das Land ist zu bedauern, da kann die Sonne noch so scheinen, da kann der Süden noch so nahe sein, das Schwarze Meer hinter dem Horizont liegen. Es ist warm, Frühsommer, und die Kastanienblüten welken. Von den Alleen her weht Pappelflaum. Wenn bald der Klatschmohn, die Rauke und der Katzenschweif zu blühen beginnt, wird niemand sich danach bücken. Der fette Boden ist vermint. Das ist lebensgefährlich, noch Kilometer hinter der Front.

Im zerschossenen Debalzewe stolziert eine weisse Taube durch Unkraut und Scherben. Debalzewe, das liegt in der Ostukraine, Volksrepublik Donezk. Im Februar sassen hier Tausende ukrainische Regierungssoldaten im Kessel. Schritt für Schritt folge ich der Taube. Es ist so still. Die Taube gurr, da kommt schräg von hinten ein Soldat mit umgehängter Kalaschnikow auf mich zu. «Was geht da einer so hin, so

her», sagt er, «wo es doch gar nichts zu sehen gibt?» Er ist nicht mehr jung. Ein Vogelkopf mit hagerem Hals und grauen Höhlen unter den Wangenknochen sieht mich an. Den mit grünem Tuch überzogenen Helm hat er tief in die Stirn gezogen. Ein viel Jüngerer, ein Milchgesicht, steht sieben Meter hinter ihm, der hat das Gewehr schon im Anschlag.

Die Drecksarbeit haben die Russen erledigt

Das Gesicht des Soldaten erinnert mich an ein Video von erschossenen Ukrainern in den Ruinen des Donezker Flughafens. Das war im Januar. Dutzende Kämpfer der Regierungsseite harrten wochenlang in dem Terminal aus. «Cyborgs» hiessen sie auf beiden Seiten der Front, Mensch-Maschinen ohne Schlaf und ohne Nahrung, nur da, um zu schiessen, töten, sterben. Da lagen sie unter den Trümmern der

eingestürzten Decke. Einer von ihnen hatte auch so eine Vogelgrimasse, die Nackenmuskeln im Verrecken kontrahiert, der hätte sein Bruder sein können. Ich zeige ihm den Brief der *Weltwoche*, die russische Aufenthaltserlaubnis – den deutschen Reisepass halte ich lieber zurück. Auf dieser Seite ist das russische Dokument der bessere Freund. Er liest langsam und ausführlich, irgendwann glaubt er mir. Ich frage ihn, wo er vor drei Monaten während der Schlacht um den Kessel von Debalzewe war. Er deutet über die Reihen der dreistöckigen Wohnhäuser hinweg. Ausserhalb des Ortes an einer Strassensperre, sagt er, er sei ja kein Profi.

Die Drecksarbeit haben damals die Russen erledigt, sogenannte beurlaubte Soldaten. Sie sind jenseits der Grenze stationiert. Die Einheiten kommen aus dem ganzen Land, und sie bleiben nicht lange, bevor sie abgelöst werden.



fürten Krieg gegen die Ukraine, dient das der Stimmungsmache im westöstlichen Metakonflikt, der das ukrainische Geschehen überlagert. Vor Ort herrscht Bürgerkrieg, jede andere Bezeichnung wäre eine Nebelkerze. Obendrein ist es ein Bruderkrieg, das sind die schlimmsten: Kain ermordet Abel. Sie wissen es auf beiden Seiten. Niemand beschuldigt Obama oder Putin. Der eine sagt: «Es sind die Schweine da drüben.» Der andere: «Die können auch nichts dafür.» Alle kämpfen sie mit sich selbst.

Ich frage den Soldaten mit dem Vogelgesicht, warum eigentlich so viele Hauswände intakt seien – zwar mit Schussnarben übersät, aber tagelanger Artilleriebeschuss sieht anders aus. Er nickt. Am heftigsten sei erst nach der Eroberung geschossen worden. *Otschistka* heisst es auf Russisch – Säuberung. Die Angelsachsen sagen *mopping-up* dazu – die letzten Flecken aufwischen. «Wie die Hunde», sagt der Soldat grinsend, «kak sobaki». Will er Eindruck schinden? Wohl kaum, es ist einfach so, dass der Krieg die Seelen erobert hat.

Am Morgen in Donezk hatte ich mir Posts auf VKontakte angeschaut, dem russischen Facebook-Äquivalent. Ein Kämpfer der Regierungsseite, einer vom Rechten Sektor, hatte Fotos hochgeladen. Da starrt ein Mann im Tarnfleck, Anfang zwanzig, mit leerem Blick in die Kamera, müde Verzweiflung im Gesicht. Die blutverschmierten, mit gelbem Klebeband gefesselten Hände hat er leicht angehoben. Beide Zeigefinger sind abgeschnitten. Die geschwollenen Stümpfe ragen einen halben Zentimeter über das Gelenk, die Wundränder liegen unter roter Kruste. Der rechte Stumpf ist mit einem weissen Kabelbinder abgebunden. Das Ende baumelt in der Luft.

Fünf oder sechs Terroristen hätten sie erledigt, prahlt der Rechte-Sektor-Kämpfer namens Jaschka Zigankow. Der Gefangene, der jetzt keine Zeigefinger mehr hat, heisse Witali Korobkow, posten die Aufständischen. Was habe er gejammert, schreibt Zigankow, er sei doch gar kein Freiwilliger, er sei gezwungen worden. Unter dem Post jubilierende Kommentare auf Ukrainisch und Russisch. «Krasawzi», schreibt eine junge Frau. *Krasawzi*: Schönheiten, tolle Kerle.

Ein Kriegsverbrechen sei das, empören sich die Rebellen in den sozialen Netzen. Aber was ist ein Kriegsverbrechen in einem Krieg, der keiner ist? Die Kiewer Regierung kennt überhaupt nur den Namen Anti-Terror-Operation, ATO. Im Westen reden sie von der «hybriden Kriegsführung» der Russen. Aber was sind abgeschnittene Zeigefinger in einem hybriden Krieg? Was für ein Recht auf Zeigefinger haben Terroristen? Vielleicht kann Witali Korobkow dem heiligen Sergius auch einfach nur dankbar sein. Zwei Zeigefinger für ein Leben, ist das nichts?

Ich schlendere durch Debalzewe, die Strassen sind menschenleer. Vor der Polizeistation sind zwei Halbkreise aus durchschossenen Sand-

säcken aufgehäuft. In den Kastanienbäumen jubeln die Vögel. Es ist ein Frühsommertag wie aus dem Bilderbuch. Sicher, die Zäune sind durchlöchert, die Kioske zerfetzt, schwarze Fensterhöhlen starren mich an. Und doch ist das alles nichts im Vergleich zu Verdun 1916 oder Berlin 1945. Ein Abziehbild von Krieg.

Im Bahnwärterhäuschen sitzt bewegungslos ein alter Mann; unsere Augen begegnen sich durch ein gelbes Metallgitter. Die Schranke ist

Vor Ort herrscht Bürgerkrieg, jede andere Bezeichnung wäre eine Nebelkerze.

halb geborsten und offensichtlich ausser Betrieb. Eine Ampel blinkt rot. Ob ein Zug komme, frage ich ihn. Er schüttelt den Kopf. Alles sei hin, sagt er, auch die Oberleitungen. Als ich auf die blinkende Ampel deute, macht er eine wegwerfende Handbewegung.

Mindestens ein Dutzend Gleisstränge laufen parallel; Debalzewe war schon im 19. Jahrhundert ein Verkehrsknotenpunkt. Daher auch die Kämpfe bis über den Minsker Waffenstillstand Ende Februar hinaus und der Einsatz der russischen Soldaten – ohne Debalzewe gibt es keine Kontrolle über die Verbindung zwischen Luhansk und Donezk, weder Strasse noch Schiene. Der Brückenkopf der Regierungsseite, wie ein Keil zwischen den Volksrepubliken steckend, musste um jeden Preis verschwinden.

Verlorener Fleck in der Schwarzmeer-Steppe

Der Bahnwärter sitzt da wie eine Sphinx und sieht durch mich hindurch. Ich frage ihn, wo die Bewohner gewesen seien Mitte Februar, die Zivilbevölkerung. Debalzewe zählte schliesslich 26 000 Einwohner vor dem Krieg. Er zeigt auf den Boden. Im Keller. Jedenfalls alle, die nicht rechtzeitig raus waren. Er sagt es so teilnahmslos wie der Soldat zuvor, aber er sagt nicht: «Kak sobaki», wie die Hunde. So um die 300, 500 Zivilisten hätten sie begraben nach der Schlacht. Ich frage ihn, wie es weitergeht. Er zuckt mit den Achseln.

Zwischen verwaisten Gleisen gehe ich zum Bahnhof. Ein heisser Tag, gespenstisch wie ein Western aus den Fünfzigern. Staubig, menschenleer, kein Zug weit und breit. High Noon im Donbass. Der Bahnhof stammt aus dem 19. Jahrhundert, viel zu gediegen für den verlorenen Flecken in der Schwarzmeer-Steppe. Auch hier wieder ausser geborstenen Fenstern und Einschusslöchern wenig nennenswerte Beschädigungen.

Eine abenteuerliche Brückenkonstruktion aus Stangen und Blech führt über die Abstellgleise zum Busbahnhof. Auf der anderen Seite, in weisser Farbe und mit grossen Buchstaben auf einen durchlöcherten Lattenzaun gemalt, steht: «Ich liebe alle von ganzem Herzen». Ein Dutzend Kioske und Container säumen einen

Ukrainisches Territorium betreten sie, wenn überhaupt, nur für wenige Tage und mit klarem Ziel: im Spätsommer 2014, um den Vormarsch der Kiewer Armee aufzuhalten, im Januar zur Eroberung des Donezker Flughafens, einen Monat später zur Einnahme des Kessels von Debalzewe. Die Vorstellung, russische Staatsbürger kämpften zuhause in den Reihen der aufständischen Volksmiliz, ist falsch. Es gibt sie, es sind aber nicht viel mehr als einer von zehn. Alexander Chodakowski, Kommandant der Brigade Wostok, einer Eliteeinheit der Aufständischen, versicherte: «Wir haben zwei Schwarze, Franzosen, Spanier, Deutsche und andere. Seit Beginn des Krieges hat kein einziger «beurlaubter» Russe in unseren Reihen gekämpft.» Aus Sicht der Armee wäre das auch Unsinn. Schlagkräftig sind die guttrainierten Soldaten nur im Rahmen ihrer Führungsstruktur.

«Die Schweine da drüben»

Die Volksrepubliken Donezk und Luhansk sind kein besetztes Land. Spricht man Einheimische auf den Beistand des russischen Nachbarn an, wünschen sie sich eher mehr davon. Wenn westliche Politiker behaupten, russische Truppen hätten den Donbass «okkupiert» oder

staubigen Platz. Die paar noch vorhandenen Schilder zeigen, was es einmal zu kaufen gab: Lebensmittel, Ersatzteile, Autozubehör, Stoffe. Zwei Männer reparieren das Wellblechdach einer Baracke, deren Frontseite wie weggeblasen ist. Im Inneren steht die Hälfte einer leeren Theke. Ein mit Folie verhängter Kühlschrank lehnt schief an der Wand.

Die beiden Männer sind so stumm wie alle in der Gegend. Wenn überhaupt, führen hier die Frauen das Wort. Alle sind Nachkommen von Bergarbeitern, die im 19. Jahrhundert aus dem russischen Kernland kamen. Die neue Industrie schrie nach Kohle und Stahl, und die schwarzen Flöze unter dem Donbass, dem *Donezki bassein*, versorgten die Fabriken bis St. Petersburg. Die Männer sind dünn, zäh, sehnig und ohne jeden südlichen Charme. Weder in Donezk noch in Debalzewe habe ich einen Dicken gesehen. Ich frage die beiden Männer, ob der Staat, die lokale Administration, ihnen beim Wiederaufbau helfe. «Nicht wirklich», sagen mir ihre Gesichter. Es scheint sie nicht zu verwundern, sie nehmen es hin wie ihr täglich Brot. Eher amüsiert es sie, dass jemand die Frage stellt. Wo sich keine Privatinitiative findet, bewegt sich hier kaum etwas. In den leeren Gebäuden um den Busbahnhof stecken die Scherben noch immer in den Fensterrahmen.

Wie macht man das überhaupt, einen neuen Staat? Das wollen die beiden Volksrepubliken schliesslich sein, mit Fahne und Institutionen, einer Hymne, einem Territorium und einer Bevölkerung. Im Mai 2014, im Hochgefühl der Sezession, wurde das Ganze durch die Gründung der Konföderation Noworossija noch einmal aufgewertet. Noworossija, Neurussland – im Frühjahr und Sommer 2014 machte der unter Katharina II. eingeführte Begriff ganz Europa nervös. Wollte der russische Präsident das Imperium wieder zu alter Grösse führen? Ein Jahr später ist es still geworden um den Begriff, doch das kann trügerisch sein. In Russland sind das hier und das jetzt nur Punkte auf einer Linie ohne Anfang und Ziel. Geschichte ist ein Kontinuum – sie an irgendeinem Ende zu sehen, das beherrscht man nur im Westen.

Hunderttausende sind geflohen

Rund 3,5 Millionen Menschen lebten vor dem Bürgerkrieg auf dem Gebiet der beiden Volksrepubliken, gut 2 Millionen dürften es noch sein; Hunderttausende sind geflohen. Allerdings hat die beiden Republiken ausser dem kaukasischen Abchasien (einem anderen umstrittenen Halbstaat an der russischen Grenze) noch kein Land anerkannt – selbst Russland nicht. Noch sind es Zwitter an seidenen Fäden. Kiew hat die abtrünnigen Landesteile mit einer strengen Blockade belegt. Renten und Sozialleistungen werden schon seit 2014 nicht mehr überwiesen. Warentransporte, egal, in welche Richtung, dürfen nicht über die Grenze. Doch halt! Woher kommen die ukrainischen Lebens-

mittel und andere Produkte? Wie kommt es, dass weiterhin Monat für Monat viele tausend Tonnen Kohle in das frühere Mutterland «exportiert» werden? Es gibt Mittel und Wege. Im Westen hört man es nicht gern, aber die ukrainischen Beamten sind längst nicht so tief von den «europäischen Werten» durchdrungen, wie die Apologeten des Maidan uns versichern.

Im Bus, der aus dem russischen Rostow nach Donezk fährt, bin ich Hahn im Korb. Bis auf den Fahrer nur Frauen. Wer glaubt, im Krieg seien Frauen die Opfer, wird hier eines Besseren belehrt. Wie antike Amazonen stehen sie, geschminkt und in grellfarbenen Trainingsanzügen, hinter dem Aufstand ihrer Männer. Seit sie wissen, warum ich nach Donezk fahre, höre ich nur noch: «Schreiben Sie bloss die Wahrheit!» – «Gibt es die?», frage ich. «Oder hat nicht jeder seine eigene?» Wenigstens soll ich schreiben, dass sie ihren Staat haben wollen: DNR, LNR, Noworossija. Nie wieder mit den Ukrainern unter einem Dach. Das Tischtuch ist zerschnitten.

Immer wieder stelle ich die gleiche Frage: «Gibt es eine gemeinsame Zukunft?»

Immer wieder stelle ich die gleiche Frage: «Gibt es eine gemeinsame Zukunft?» Ein einziges Mal, wirklich nur ein einziges Mal, höre ich ein «vielleicht» – und auch da den Zusatz: «aber erst nach langer Zeit».

So, wie der ukrainische Staat nach 1991 angelegt war, hat er nicht funktioniert. Das war lange vor dem Bürgerkrieg offenkundig. Wie oft haben wir uns im Westen über die Prügeleien in der Werchowna Rada, dem ukrainischen Parlament, amüsiert: Das war doch mal eine bodenständige Ausprägung echter, lebendiger Demokratie. Die sind halt so. Dass die Schlägereien der Abgeordneten Vorboten eines gescheiterten Staates waren, hat niemanden interessiert.

Keiner der ukrainischen Präsidenten seit 1991 hat sich ernsthaft bemüht, sein Land zu einem lebensfähigen Ganzen zu formen. Zwei Jahrzehnte lang Bereicherung und Oligarchenrivalität. Weder hat sich das Zentrum den Regionen als Autorität aufgeprägt, noch hat es den slawisch verwandten, doch so unterschiedlich garteten Landesteilen die Instrumente gescheiter Selbstverwaltung in die Hand gegeben. Alle Anstrengungen waren darauf gerichtet, Russland, EU und Nato als Klient zu dienen und allseits maximalen Profit abzugreifen. Zentrifugale Spannungen im Inneren hat man abgetan: Das Volk wird schon folgen. Am Ende reichte der Druck einer Pistole auf die Brust. «Entscheide dich: Westen oder Russland» – das Land war schon zerbrochen, bevor der erste Schuss fiel.

Im Bus nach Donezk schaltet der Fahrer ukrainische Nachrichten an. Ich traue meinen Ohren kaum. Ein Dissident am Steuer? Warum, fragt er, Ukrainisch hören sei doch nicht verbo-

ten. Ihn interessiere, was auf der anderen Seite vor sich gehe, er höre schliesslich auch russisches Radio. Ich frage auch ihn, wie er sich die Zukunft in der Ukraine vorstelle. Wer weiss, ob er die Dinge vielleicht anders sieht, «moderner» im westlichen Sinn? Nein, kommt seine Antwort ohne Zögern, nicht mit denen, niemals, dazu sei viel zu viel Blut geflossen.

Nazikollaborateure und Russenhasser

Die Sprache macht keinen Unterschied, Ukrainisch oder Russisch. Nicht die Sprachen trennen, auch nicht irgendwelche ethnischen Differenzen. Was trennt, sind die Erfahrungen des Krieges, der Umsturz im Februar 2014 und seit dem Sommer der Kampf gegen die eigene, die ukrainische Armee. Dass man in Kiew plötzlich an Demokratie und Rechtsstaat glaubt und den Gebetsteppich nach Westen ausrollt, bekommt hier sowieso keiner mit. Umso mehr hingegen, wenn das Parlament die «Banderowzy» heiligspricht und die UPA (Ukrainische Aufständische Armee), Nazikollaborateure und Russenhasser, wenn auf Demonstrationen hasserfüllt «Moskali» geschrien wird, das verächtliche Wort für Moskowiter, und wenn in Odessa vierzig Russischsprachige verbrannt werden, einfach so – die Brunnen, aus denen das ukrainische Staatsvolk nach 1991 noch gemeinsam schöpfte, sind voller Gift.

Nach der Unabhängigkeit wurde die Ukraine bewohnt wie ein anonymes Mehrfamilienhaus. Im Osten war man Teil der grossen russischen Welt, was immer man sich darunter vorstellt. Im Westen träumte man sich nach Europa. Galizien, die Bukowina – dort sind Ural und Schwarzmeersteppe fern. Dort ist Wien, Prag, Budapest, Lemberg (Lwiw), die uralte jüdisch-germanisch-slawisch-ungarische, die eigentlich mitteleuropäische Kultur. Im Zentrum um Kiew herum ist die Kernukraine. Dort, und das wissen sie im Donbass nicht erst seit 2014, wurzelt auch eine gehörige Portion Nationalismus, eine Frucht aus Jahrhunderten. Dort ist der Rechte Sektor zu Hause, dessen Bedeutung man im Westen tunlichst herunterspielt – das mit Hingabe gepflegte Bild von der sich schmerzlich nach Freiheit und Europa sehnenen Ukraine könnte Schaden nehmen.

Im Donbass wird in den Familien Russisch gesprochen, aber was heisst das schon. Dieselben Menschen, die für sich keine Zukunft in der Ukraine mehr sehen, fühlen auch keine staatliche Zugehörigkeit zum grossen Nachbarn. Keiner, mit dem ich sprach, hat auch nur angedeutet, Russe sein zu wollen. Sie sind Donbasser, und wer immer ihnen hilft, es zu bleiben, der ist ihr Freund. Wer immer ihnen diese Freiheit lässt, mit dem bewohnen sie ein Haus.

Lesen Sie in der nächsten Ausgabe unsere Reportage aus Lemberg/Lviv, dem kulturellen Zentrum der Westukraine, wo der ukrainische Nationalismus besonders stark ist.

Geld ohne Gegenleistung

Von Thilo Sarrazin — Es gibt grundsätzlich zwei rationale Wege aus der Krise: den europäischen und den griechischen.



Der Ausgang des griechischen Dramas ist zur Stunde unsicher. Viele scheinbare Gewissheiten wurden durch die unerwarteten Entwicklungen der letzten Tage beseitigt, und doch ist

der Erkenntnisfortschritt bereits jetzt gewaltig:

— Die gelassene Reaktion der Finanzmärkte zeigt, dass sich niemand mehr vor den wirtschaftlichen Folgen eines Grexit fürchtet und Ansteckungsgefahren sehr gering sind. Das beseitigt die sachlichen Gründe für eine europäische Appeasement-Politik, die vereinbarte Prinzipien auf den Kopf stellt, um Griechenland im Euro-Raum zu halten.

— Am Ende herrschen auch in der «grossen» Politik Gefühle, ohne Vertrauen geht es nicht. Die griechische Verhandlungsstrategie hat die Geduld der Euro-Gruppe und der Europäischen Zentralbank (EZB) erstmals in der Geschichte der Währungsunion an ihre Grenzen geführt. Die zentralen Autoritäten der Währungsunion wurden durch die klare Reaktion auf die Ankündigung des Referendums langfristig erheblich gestärkt.

— Die langen Schlangen vor leeren Geldautomaten und die wachsenden Lücken in den Regalen der Supermärkte führen im ganzen Euro-Raum auch dem einfachen Bürger die ungeheure Macht der Notenbank und die Machtlosigkeit eines zahlungsunfähigen Schuldners vor Augen. Andere Mitgliedstaaten werden sich hoffentlich künftig hüten, auch nur in die Nähe einer griechischen Situation zu kommen.

Tsipras und sein mittlerweile zurückgetretene Finanzminister Varoufakis haben sich möglicherweise verzockt. Sie konnten aber trotz ihrer gigantischen Fehleinschätzungen nur so weit kommen, weil die von den Griechen erlebte Wirklichkeit nach Schuldigen und einfachen Lösungen geradezu schreit: In der Nachkriegsgeschichte Europas ist kein Fall bekannt, dass in einem Land zu Friedenszeiten in nur sechs Jahren der private Verbrauch um 22 Prozent, der Staatsverbrauch um 28 Prozent sank und die Investitionen um 65 Prozent zurückgingen, während die Staatsverschuldung auf 180 Prozent des Sozialprodukts stieg.

Der gelernte Ökonom kann dazu erklären, dass die griechische Krise nur so schwer ist, weil

das Staatswesen nicht richtig funktioniert und seit 2009 das besinnungslose Sparen korrupter Amtsträger an die Stelle überfälliger Struktur-reformen trat. Was aber fängt der griechische Bürger mit dieser Erklärung an, wenn er seine Rechnungen nicht mehr bezahlen kann, keine Arbeit, dafür aber Zukunftsängste hat, Statistiken weder kennt, noch lesen kann und zudem kein ausgebildeter Ökonom ist? Unter den vielen, die ihm Rettung versprechen, unterstützt er jene, denen er am meisten vertraut.

Es gibt grundsätzlich zwei rationale Wege aus der Krise. Ich nenne sie den europäischen Weg und den griechischen Weg:

— Der europäische Weg besteht in der Reform des Staatswesens, im Abbau von Vetternwirtschaft und Korruption, in der Schaffung einer modernen Verwaltung, der Einführung einer effizienten Steuer- und Abgabepolitik, einer rationalen Rentenpolitik und eines modernen Arbeitsrechts. In Griechenland gab es schon viele Reformversuche in diese Richtung. Der erste König des unabhängigen Griechenlands, der Wittelsbacher Otto I., versuchte es dreissig Jahre lang mit Hilfe bayerischer Beamter. 1862 wurde er durch einen Militärputsch aus dem Lande gejagt. Immerhin konnte sein Baumeister Otto von Klenze (dessen Zeichenstift die meisten Säulen des heutigen Athen entstammen) verhindern, dass die griechischen Militärs die Akropo-



Alternative: Pensionäre vor einer Bank in Athen.

lis abrisen und durch eine Kaserne ersetzen.

— Der griechische Weg ist informell und pragmatisch. Er besteht darin, Interessen so zu bedienen, wie sie sichtbar werden, und dabei vor allem an die Familie, Freunde und die eigene Klientel zu denken. Der eigene Vorteil entscheidet, der Besitz von Staatsämtern ist eine Gelegenheit, ihn zu mehren. Der griechische Weg hat die Griechen vom osmanischen Weg in die Gegenwart begleitet. Er hat sie keineswegs unglücklich gemacht und ihnen auch vor der EU-Mitgliedschaft und dem Euro einen bescheidenen Wohlstand verschafft. Wenn Kompromisse zu teuer oder die Klienten zu begehrllich waren, half notfalls immer die Druckpresse der griechischen Notenbank.

Vorsichtige Merkel

Der griechische und der europäische Weg lassen sich nicht ohne weiteres mischen. Es ist nämlich ein Unterschied, ob man zum Beispiel bei einer Rentenreform Einsparungen erzielt, indem man unberechtigt oder betrügerisch erworbene Ansprüche streicht, oder ob man alle gleichermassen mit Kürzungen überzieht und dabei noch die eigene Klientel bevorzugt. Zum griechischen Weg gehört es, dass man Geld gerne entgegennimmt, aber Auflagen und Gegenleistungen möglichst vermeidet.

Tsipras und Varoufakis wollten den griechischen Weg quasi formell in der Währungsunion verankern. Das ist ihnen misslungen. Mit Hilfe des Referendums wird nun ein Mandat der Wähler gesucht, es auf diesem Weg weiterzuprobieren. Tsipras will weiter an den Fleischtöpfen des Euro weilen, aber für die ausgegebenen Essensrationen nichts bezahlen. Dieses Recht wollte Varoufakis notfalls mit einer Klage vor dem Europäischen Gerichtshof erstreiten.

Jean-Claude Juncker und Angela Merkel wollen das Referendum, das sie nicht verhindern konnten, zu einer Abstimmung über den europäischen oder den griechischen Weg machen. Einen in ihrem Sinne positiven Ausgang werden sie auch so interpretieren. Damit würden sie aber schief liegen. Es ist nämlich gut möglich, dass die griechischen Wähler eine ganz andere Alternative im Auge haben. Sie könnten das Referendum als die Frage nach der Optimierung des griechischen Weges auffassen. Sie würde dann lauten: Wie kann Griechenland langfristig am meisten Geld in Europa lockermachen? Indem es die Bedingungen für neue finanzielle Hilfen annimmt oder indem es sie ablehnt?

Immerhin: Angela Merkel ist vorsichtig geworden. In den letzten Tagen behauptete sie zwar weiter, dass Europa scheitert, wenn der Euro scheitert. Aber sie vermied die Aussage, dass der Euro scheitert, wenn Griechenland ausscheidet.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über Politik.

«Es brach schon eine Welt zusammen»

Fifa-Präsident Sepp Blatter, 79, hat die schwierigste Zeit seiner Laufbahn hinter sich. Wie erlebte er die persönlichen Anschuldigungen und die internationalen Turbulenzen um den Weltfussballverband? Welche Ziele will er noch erreichen? *Von Roger Köppel und Lucian Hunziker (Bild)*

Für einen Moment verdrängte er sogar Wladimir Putin als Weltbösewicht Nummer eins aus den Schlagzeilen. Der Schweizer Fifa-Präsident Sepp Blatter, 79, sah sich einer Monsterwelle von Anfeindungen ausgesetzt. Sogar Regierungschefs und eine Bundeskanzlerin mischten sich in die Diskussionen ein. Für sie war der Weltfussball auch eine willkommene Ablenkung im nicht mehr enden wollenden EU-Debakel um Griechenland.

Wir treffen Blatter am Zürcher Fifa-Hauptsitz. Der Präsident wirkt etwas nachdenklicher als sonst. Die heftigen Angriffe sind nicht spurlos geblieben. In der Sache gibt sich der Walliser kämpferisch, aber auch selbstkritisch. Die medialen Unterstellungen, er sei korrupt, weist er zornig zurück. Er werde jetzt die Reformen durchdrücken – und dann gehen.

Herr Blatter, wie geht es Ihnen?

Gut. Ich fühle mich wie mitten in einem Fussballturnier. Den ersten Match haben wir verloren, aber jetzt haben wir die Chance, den Halbfinal zu erreichen. Ich bin ruhig, optimistisch.

Weshalb haben Sie so lange geschwiegen?

Ich habe nicht geschwiegen. Wir befinden uns in einer normalen Phase. Mit den Nationalverbänden und den Mitgliedern des Exekutivkomitees kommuniziere ich ständig.

Sie haben eine gewaltige Hasswelle und Vorverurteilung in den Medien erlebt. Sogar Politiker erhoben ihre Stimme gegen Sie. Haben Sie eine Erklärung für diese heftigen Anfeindungen?

Der Neid hat in Hass umgeschlagen. Schon lange versucht man, mich in ein schiefes Licht zu stellen. Dieser Neid mottet seit Jahren. Neid ist ja eine Vorstufe der Eifersucht. Und die Eifersucht wurzelt in der Liebe. Sie kann aber zu Hass werden. Dies geschah, als zwei Tage vor dem Kongress der Tsunami über uns hereinbrach.

Neid?

Natürlich. Wer so lange und erfolgreich eine grosse Institution führt, wird zur Zielscheibe. Im Guten wie im Schlechten. Das Gute wird bei mir allerdings mehrheitlich ausgeblendet – insbesondere von den Medien.

Wo liegt der Ursprung des Widerstands gegen Sie?

Das alles begann 1974, als der Brasilianer João Havelange Fifa-Präsident wurde und Sir Stanley Rous ablöste. England verlor damals die Vormacht in seinem geliebten Sport, übrigens auch in der Leichtathletik. Die Engländer leiden darunter, dass sie den Fussball nicht mehr kontrollieren. Hier haben die Angriffe gegen die Fifa ihren Ursprung. Es geht um die Rückgewinnung von Macht.

Die Europäer wollen Sie weghaben, um selber zu herrschen?

Nicht alle Europäer sind mit dem Anti-Fifa-Virus infiziert, aber sicher ist das Lager in Nyon davon befallen. Einst war Michel Platini mein Freund. Nur eine Anekdote: Noch 2007 am Champions-League-Final setzte er mich neben sich und Italiens Premier Silvio Berlusconi. Schon ein Jahr später an der Fussball-EM 2008 traf ich an einem Aperitif den damaligen Bundespräsidenten Couchevin. Er fragte mich: «Sehen wir uns gleich?» Ich antwortete: «Ja.» Platini aber platzierte mich acht oder neun Plätze weit von Couchevin entfernt. So wurde ich quasi an die Seitenlinie gestellt.

Was war Ihr erster Gedanke, als Sie von der Verhaftung der Fifa-Funktionäre in Zürich hörten?

«Wenn meine erwachsene Tochter falsch parkiert, bin doch auch nicht ich verantwortlich.»

Ich musste zuerst leer schlucken. Ich vernahm die Meldung im Radio. Ich glaubte es zunächst nicht und telefonierte. Es war etwas eingetreten, was ich in meinem Unterbewusstsein geahnt hatte – ein Erdbeben, ein Crash, ein grosser Knall.

Wie kann man so etwas ahnen?

Ich bin ein intuitiver Mensch.

Sie nennen es «Tsunami»: Will man Ihre Wiederwahl mit der Brechstange rückgängig machen?

Das scheint mir offensichtlich.

Fanden Sie es richtig, dass die Schweizer Behörden den Amerikanern so unmittelbar vor Beginn des Kongresses halfen?

Zu der juristischen Seite der Auseinandersetzung will ich mich aus rechtlichen Gründen nicht äussern.

Wenn man die Vorwürfe, aber auch das Geständnis des früheren Fifa-Spitzenfunktionärs Chuck Blazer liest, ist darin von Bestechlichkeit die Rede, von veruntreuten Geldern,

auch von Steuerbetrug. Sind Sie nicht masslos enttäuscht vom einstigen Mitstreiter?

Warten wir einmal die Abklärungen der Justiz ab. Aber es brach schon auch eine Welt für mich zusammen. Was ich mir selber vorwerfe: Ich bin ein zu vertrauenswürdiger Mensch. Ich gehe offen und, ja, vertrauensselig auf die Menschen zu. Ich nehme an, die Menschen seien ehrlich.

Würden Sie sich als naiv bezeichnen?

Das nicht. Wir haben seit 2006 eine Ethikkommission bei der Fifa. Es war uns also bewusst, dass es Unregelmässigkeiten geben kann an unserer Spitze, vor allem im Zusammenhang mit WM-Vergaben.

Haben Sie das Geständnis von Blazer gelesen?

Nein. Aber ich halte fest, dass Blazer der Generalsekretär der nordamerikanisch-karibischen Föderation war und auch in unser Exekutivkomitee (Exko), die eigentliche Fifa-Regierung, gewählt worden ist. Ich wiederhole mich hier: Auf die Zusammensetzung des Exko habe ich keinen Einfluss. Ich muss mit jenen Leuten arbeiten, die mir die Konföderationen schicken. Ich trage folglich auch keinerlei Verantwortung für das Verhalten dieser Exko-Mitglieder in ihren heimatlichen Gefilden. Wenn zum Beispiel meine erwachsene Tochter heute ihren Wagen falsch parkiert, bin ich genauso wenig dafür verantwortlich wie für angebliche oder tatsächliche Missgriffe der Fifa-Exekutive oder anderer Funktionäre.

Machen Sie es sich hier nicht etwas zu leicht? Immerhin ist unter den Verhafteten auch der von Ihnen geschätzte und als Hoffnungsträger bezeichnete Jeffrey Webb, der neue Chef der nordamerikanisch-karibischen Konföderation.

Dass er dabei war, hat, ehrlich gesagt, auch mich schockiert. Er ist zudem der Chef unserer Antirassismusbehörde.

Niemand glaubt Ihnen, dass Sie nichts von Verfehlungen gewusst haben. Die Leute denken: «Blatter ist intelligent und sehr lange dabei. Er sieht alles, er weiss alles in der Fifa.»

Ich sehe nicht nur alles, ich bin auch für alles verantwortlich, auch für das Eigentor einer englischen Spielerin kürzlich an der Frauen-WM. Bin ich auch am Klimawandel schuld?

Man nimmt Ihnen einfach nicht ab, dass Sie von Unregelmässigkeiten nichts gewusst haben wollen.

>>>



«Es geht um die Rückgewinnung von Macht»: Fifa-Chef Blatter, Anfang Juli in Zürich.

Die Ethikkommission wurde 2011 reformiert und in eine Untersuchungskammer und eine rechtsprechende Kammer unterteilt – mit jeweils unabhängigen Vorsitzenden, die vom Kongress bestellt werden. 2012 trat zudem ein neues umfassendes Ethikreglement in Kraft. Heute können wir sagen: Die Ethikkommission arbeitet und wirkt. Die Konföderationen dagegen haben – mit Ausnahme von Asien – bis heute keine Ethikkommission eingeführt. Die Vorgänge, die jetzt untersucht werden, stehen im direkten Zusammenhang mit den amerikanischen Konföderationen (Concacaf/Conmebol).

Haben Sie jemals aus Gründen des persönlichen Machterhalts weggeschaut, als im Exekutivkomitee gemauschelt wurde?

Wo hätte ich denn wegschauen sollen? Im direkten Einflussbereich der Fifa gibt es keine Mauscheleien. Unser Einfluss aber auf die Vertragsabschlüsse dieser Konföderationen ist gleich null. Wir können nur unsere eigenen Geldströme kontrollieren. Und wir haben eine vorbildliche Finanzkontrolle.

Müssten Sie nicht auch die Konföderationen kontrollieren? Sie sind das Oberhaupt der, wie Sie immer betonen, Fussballfamilie.

Nach unseren Statuten darf die Fifa die Konföderationen nur bezüglich der Verwendung unserer Entwicklungsgelder kontrollieren. Die Konföderationen sind nicht einmal Mitglieder der Fifa, nur die Landesverbände sind es. Wir können lediglich die Mitglieder unseres Exekutivkomitees durch die Ethikkommission kontrollieren. Die Fifa wollte, dass auch die Uefa ihr Personal einem Integritätstestverfahren unterzieht. Die Uefa war dagegen und blockierte unseren Plan.

Man wirft Ihnen vor, diese Reformen verzögert, eben zu spät und erst auf Druck von aussen lanciert zu haben.

Es gibt tatsächlich etwas, was ich im Fussball nicht verstehe. Wenn wir eine Regeländerung im Spiel einführen, wird sie sofort übernommen, und alle halten sich daran. Wenn die gleiche Fifa beantragt, ethische Verhaltensregeln für die gesamte Organisation durchzusetzen, sperren sich die Konföderationen, mit Ausnahme von Asien. Europa hat bis heute keine Ethikkommission, der deutsche Verband hat keine Ethikkommission. Ausgerechnet aus diesen Kreisen kommt heute die Kritik, ich würde Reformen verzögern – Reformen, die sie selber ablehnten. Die Heuchelei ist doch unerträglich. Wenn sich die Grossen, die eigentlich ein Beispiel sein sollten, weigern, ethische Massstäbe wirklich durchzusetzen, dann sollten sie sich mit Kritik an meiner Person, die solche ethischen Massstäbe fordert, zurückhalten.

Haben Sie Ihre Autorität wirklich ausreichend eingesetzt, um Missstände in der Fifa zu beseitigen?

Wer viel arbeitet, macht Fehler. Wer nicht arbeitet, macht keine Fehler. Ausgezeichnet am Ende des Jahres wird der Mann mit den wenigsten Fehlern. Was ich mir allerdings vorwerfe: Es war eine Fehleinschätzung von mir zu glauben, ich könnte die vom Kongress beschlossenen Reformen in der Fifa-Pyramide durchsetzen.

«Der Kongress muss sich bewusst sein, dass die Fifa auf dem Spiel steht.»

Es heisst, Sie hätten den Vorschlag der Uefa, eine Altersbegrenzung für den Präsidenten durchzusetzen, verhindert.

Ich bin gegen Altersbegrenzungen, weil sie einen Eingriff in die persönliche Freiheit des Menschen darstellen. Wenn einer zu alt ist, muss man ihn ja nicht mehr wählen. Was ich wollte, war eine Amtszeitbeschränkung. Die Uefa aber wollte diese nur für den Fifa-Präsidenten, nicht aber für das gesamte Exekutivkomitee. Ich bin für Amtszeitbeschränkungen, aber für alle.

Wenn man Ihnen so zuhört, drängt sich der Schluss auf, dass die medialen Scharfrichter in Sachen Blatter völlig falschlügen.

So ist es. Ich führe die Fifa, einen Verein nach Schweizer Recht. Wir haben diesen Verein mit vorbildlichen Kontrollstrukturen ausgestattet: Es gibt eine Disziplinar-, eine Rekurs-, eine Ethik- und eine Compliance-Kommission. Diese Instanzen werden vom Kongress gewählt, nicht von mir. Es gibt also auch Gewaltentrennung. Wenn sich die



Konföderationen nicht daran halten oder sich dagegen sträuben, kann man mir vorwerfen, ich hätte diese Entscheide nicht durchgeboxt. Ich kann solche Strukturen aber nur mit meinem Komitee, nicht gegen mein Komitee durchsetzen.

Sie sollen einmal gesagt haben: «Die Fifa ist ein Monster.»

«Sepp, du hast ein Monster kreiert.» Der Satz stammt von João Havelange. Die Revolution frisst ihre Kinder. Aber Fussball war noch nie aktueller, präsenter und beliebter. Kein Verband kritisiert meine Arbeit für den Fussball, auch erhalte ich derzeit sehr viele Aufmunterungen und Zuschriften.

Auch aus Kreisen der Schweizer Politik und des Bundesrats?

Selbstverständlich. Ich habe Zuschriften von diversen namhaften Schweizer Politikern erhalten. Ausserdem legte der Zürcher Regierungsrat vergangene Woche ein klares Bekenntnis zur Fifa ab und stellte endlich klar, dass wir Steuern bezahlen.

Stimmt es, dass Bundesrat Maurer Sie beim Fifa-Kongress loben wollte, aber vom Bundesrat einen Maulkorb verpasst bekam?

Herr Köppel – Sie haben schlecht zugehört. Bundesrat Maurer hat mich in seiner Rede gelobt.

Lassen Sie uns über Ihren Rücktritt reden, der keiner war. Was ist nun Ihr Status?

Der Druck auf die Fifa und mich selber wurde zu gross. Dass ich mein Amt zur Verfügung stellte, war ein Befreiungsschlag. Nach meiner Wahl fragte etwa der britische Premierminister rhetorisch, wie man einen wie mich nur wählen könne. So etwas ist doch merkwürdig.

Was versprechen Sie sich von diesem angekündigten Rückzieher?

Die Ankündigung, mein Mandat niederzulegen, war vorerst die einzige Möglichkeit, besagten Druck von der Fifa und meinen Angestellten zu nehmen und so die Basis zu nachhaltigen Reformen zu legen. Aber mein Entschluss wurde nicht richtig verstanden.

Ihre vermeintliche Rücktrittsrede war tatsächlich sehr defensiv. Warum haben Sie sich nicht stärker verteidigt gegen die Vorwürfe?

Sie haben recht. Ich war zu defensiv.

Viele sahen es als Schuldeingeständnis.

Was es nicht war. Ich habe mir nichts vorzuwerfen. Die Weltpresse wartete darauf, dass die Polizei hier einmarschieren würde. Die Journalisten belagerten unser Haus. Nichts dergleichen geschah.

Wird es eine Neuwahl geben?

Ja.

Werden Sie als Kandidat antreten?

Nein.

Ist es trotzdem möglich, dass Sie am Ende dieser Neuwahl noch Präsident sein werden?

Im Prinzip nein.

Wem in der Fifa können Sie eigentlich noch vertrauen?

Ich war noch nie so eng mit dem Generalsekretär verbunden wie jetzt. Wir sind ein hervorragendes Team.

Was ist jetzt Ihre oberste Priorität? Woran arbeiten Sie den ganzen Tag?

Das Tagesgeschäft läuft normal weiter. Ich bereite die ausserordentliche Sitzung des Exekutivkomitees vom 20. Juli vor, an der die Weichen für den ausserordentlichen Wahlkongress gestellt werden. Doch in der ganzen Diskussion geht etwas vergessen. Die europäischen Kreise wollen lediglich einen Präsidenten wählen. Es geht aber um viel mehr, dessen muss sich das Exekutivkomitee bewusst sein.

Was heisst das?

Der Kongress muss sich bewusst sein, dass die Fifa auf dem Spiel steht. Die Europäer machen es sich zu leicht, wenn sie nur die Präsidentenfrage klären wollen.

Und was muss konkret geschehen?

Der Kongress muss auf die grosse gesellschaftliche Bedeutung des Fussballs hinweisen. Er muss auch darlegen, dass ohne die Fifa rund 150 Fussballverbände gar nicht leben könnten – dass ohne die Fifa in diesen Ländern dem Fussball die Basis entzogen würde. Man schaut zu sehr auf die Grossen und Reichen, aber die Fifa, das ist vor allem ein lebenserhaltendes System für die Kleinen.

Die Kritiker sagen, die Fifa sei nicht in der Lage, selber Ordnung zu schaffen. Also müssen externe Instanzen eingreifen.

Es braucht eine Willensbekundung von Kongress und Komitee. Wir müssen die Strukturen so ändern, dass sie unangreifbar sind. Das Exekutivkomitee muss mehr Macht und damit mehr Verantwortung erhalten, aber es soll vom Kongress auch gewählt und kontrolliert werden. Es braucht Integritätstests. Es braucht eine Amtszeitbeschränkung, aber nicht nur für den Präsidenten, sondern für die ganze Regierung. Die Fifa muss der Welt zeigen, dass sie sich ändern kann. Wir können die Moral der Menschen nicht ändern, aber wir können ihr Verhalten besser kontrollieren. Dafür werde ich meine Energie einsetzen.

Vor ein paar Jahren haben Sie in einem Weltwoche-Interview gesagt, in der Fifa gebe es keine Korruption. Das war rückblickend wohl ein etwas unvorsichtiger Satz.

Sicher nicht. Damals haben wir die von mir eingangs erwähnten Kontrollstrukturen eingebaut. Ich erinnere daran, dass es auch zu Suspendierungen fehlbarer Offizieller kam.

Wird es Ihnen manchmal selber unheimlich, wenn Sie die Leute sehen, die an einem Fifa-Kongress teilnehmen?

Ich bin mit diesen Leuten aufgewachsen und gross geworden. Ich war am Anfang Entwicklungshelfer, dann war ich Generalsekretär, und schliesslich wurde ich zum Präsidenten gewählt. Das gab schwierige Situationen. Am Anfang war die Firma arm. Dann machte ich sie zu einem florierenden Unternehmen. Nicht alle können damit umgehen.

Eben: Graut Ihnen inzwischen nicht vor gewissen Fifa-Funktionären?

Nein. Aber wie gesagt: Ich kann sie nicht auswählen.

So fragt man sich eben doch, ob Sie wirklich alles unternommen haben, um diese Fifa, die Sie doch in- und auswendig kennen, vor Missbrauch zu schützen.

In der Fifa haben wir aufgeräumt. Wirklich. Wir haben die schlechten Elemente weggebracht. Und genau jetzt kommt dieser Tsunami.

«Ich bin ein Missionar des Fussballs. Wir sind die vereinten Nationen des Sports.»

Sie sind bald achtzig Jahre alt. Was treibt Sie an weiterzumachen?

Ich habe eine klare Mission. Ich werde mich dafür einsetzen, und ich werde den öffentlichen Druck dazu benützen, dass wir die Fifa ordentlich organisieren.

Kann man die Fifa korruptionsfrei machen?

Können Sie die Welt von Korruption befreien? Man bringt Raub und Mord auch nicht weg, selbst wenn wir funktionierende Gerichte bis auf die unterste Stufe der Gemeinden haben. Der Fussball ist nicht besser als unsere Gesellschaft. Im Fussball aber haben wir immerhin den Vorteil, dass wir im Spiel den begrenzten Platz, die beschränkte Zeit und den Schiedsrichter haben. Fairplay, Disziplin, Respekt. Ausserhalb des Spielfelds wird es etwas komplizierter.

Gehört Korruption zu mächtigen internationalen Organisationen?

Was heisst Korruption? Nehmen wir Olympische Spiele, Fussballweltmeisterschaften oder selbst eine Länderausstellung wie jetzt in Mailand. Solche Anlässe werden doch auch unter politischem Einfluss vergeben.

Wie haben Sie sich in den dunkelsten Momenten der Vorverurteilung innerlich aufgerichtet?

Mit solchen Angriffen kannst du nur umgehen, wenn du an dich selber glaubst und an das, was du in deinem Leben gemacht hast. Wenn du dir selber nicht mehr traust, wenn du an deinen bisherigen Leistungen zweifelst, gehst du in so einer Situation kaputt. Was ich aber für den Fussball gemacht habe, ist gut. Es ist nur nicht überall durchgekommen, und das von mir eingeführte Kontroll-

system ist noch nicht so umgesetzt, wie es umgesetzt sein müsste.

Ihr Fehler besteht wohl auch darin, dass Sie die Fifa und Ihre Rolle darin zu wenig gut erklärt haben. Sie haben den Eindruck des allmächtigen Patrons erweckt, dabei sind Sie erstaunlich machtlos.

Sie liegen falsch. Ich bin nicht machtlos.

Wie ordnen Sie sich irgendwo zwischen Diplomat, Bundesrat und internationalem Politiker ein?

Auf der internationalen Bühne bin ich immer in Kontakt mit Schweizer Botschaftern und Generalkonsuln. Wir pflegen diese Kontakte. Ich mache die diplomatischen Kontakte für unser Land und sehe mich als Botschafter.

Sonderbotschafter?

Nein, eher als Botschafter eines Spiels, das viel mehr ist als *kicking the ball*. Das habe ich schon damals gesagt, als ich erstmals den Afrikanern unsere Entwicklungsprogramme erklärte. Ich bin ein Missionar des Fussballs. Fussball fasziniert als Spiel, das Kicken ist ein menschlicher Urtrieb, der sogar der Geburt vorausgeht. Im Bauch der Mutter kickt das Kind, es boxt nicht. Fussball ist universell. Bereits den Gründern der Fifa leuchtete ein, dass Fussball nicht nur in einem Land gespielt werden kann. Das Weltumspannende ist dem Fussball eingeschrieben. Fussball ist eine Kultur, die keine kulturellen Grenzen kennt. So etwas ist einmalig. Fussball ist ein völkerverbindendes Spiel, und die Fifa ist der eigentliche Völkerbund. Das ist auch der Grund, warum die Fifa grösser als die Uno ist. Wir sind die vereinten Nationen des Sports.

Ist das nicht Verklärung, Selbstüberschätzung? Sie sind ein Teil der Unterhaltungsindustrie, immerhin, aber auch nicht mehr.

Sie irren. Wir sind ein Völkerbund, und zwar aufgrund des Spiels, nicht aufgrund des Geldes und der Industrie. Das Spiel bewirkt Enormes. Es ist viel mehr als der hochkommerzielle Betrieb an der Spitze, aber es braucht eben auch die Topstars, die zu Idolen werden und weltweite Begeisterung für das Spiel auslösen. Dank dem Geld, das wir mit der WM verdienen, können wir diese globale Wirkung auf allen Stufen verstärken. Die Idee des völkerverbindenden Fussballs, der auch eine Lebensschule ist, begeistert mich nach wie vor.

Blicken wir in die Zukunft: Was wird von den Vorwürfen gegen die verhafteten Funktionäre hängenbleiben?

Das weiss ich nicht.

Was machen Sie, wenn es Ihnen nicht gelingt, die geplanten Reformen am Sonderkongress durchzubringen?

Die bringen wir durch.

Und wenn Sie der Kongress nach erfolgreicher Arbeit anfleht, Präsident zu bleiben?

Dann verabschiede ich mich. ○



Der Sommertourist damals, hier von seiner attraktiven Seite.



Unter der Höhensonne

Von Daniele Muscionico

Kinder, wie die Zeit vergeht. Oder soll man anders jammern? So vielleicht: Kinder, waren das noch Zeiten! Ja, was für Zeiten waren das denn, damals, früher, im letzten Jahrhundert?

Täuschen wir uns nicht. Die Zeiten waren kein Jota anders als heute. Der Mensch ist in seiner Seelentiefe ein wechselwarmes Tier, ein Nachfahre der Urechse, das lässt sich vor allem im Sommer beweisen. Sobald die Sonne da ist, ist auch der Mensch da. Zumindest in der weissen westlichen Welt ist das so, andernorts ist das anders – aus Gründen, über die zu räsonieren die aktuelle Lufttemperatur ungeeignet ist.

So also war das damals. Man legte sich bei Hitze ins Zentrum derselben, wie hier zum Beispiel im Freizeitzentrum Bielen in Saas-Fee. Als der Wintertourismus wirtschaftlich zu schmelzen begann, erfand man den Sommertouristen. Und mit ihm erfanden findige Architekten Orte wie diesen, Anfang der siebziger Jahre der letzte Schrei und Treffpunkt knapper Badehosen und Bikinis, flotter Hasen und heisser Möglichkeiten wie die plastifizierten Liegestühle in Schreckfarben. Wasseranschluss garantiert, natürlich. Und so sah für den neuen Sommertouristen die neue, alpine Sommerlounge aus: ein Lattenzaun auf der Kuhweide, viel Beton diesseits des Gatters, dortselbst ein Pool in einer Einstellhalle und als Kulisse erhabene Berge samt Gletscherfirn.

Ob diese zwei Sommersportler die Ersten sind, die das raffinierte Architekturjuwel einweihen – man beachte den real existierenden Stolperstein auf der Liegewiese –, oder ob sie für die Werbebroschüre so drapiert wurden? Man weiss es nicht. Verbürgt ist, dass die Aufnahme von der Kunstanstalt Brügger in Meiringen gemacht wurde, einer renommierten, 1878 von Anton Brügger gegründeten Druckerei, spezialisiert auf avancierte Hotel- und Tourismuswerbung.

Die Kunstanstalt hat im Laufe der Jahrzehnte einen riesigen Bilderschatz gesammelt, der seit kurzem im Besitz des Alpinen Museum der Schweiz in Bern ist. Jetzt macht das Museum Teile davon öffentlich mit der Ausstellung «Bikini in den Bergen», einer Tour d'Horizont schweizerischen Pool-Lebens von den sechziger bis zu den achtziger Jahren, sommerliches Highlife bei natürlicher Höhensonne. Und heute? Wer wird heute seinen Sommerurlaub noch so verbringen wollen? Buddhisten vielleicht. Vielleicht haben sich die Zeiten ja doch geändert.

Bikini in den Bergen: Alpines Museum Bern. Vernissage: 24. Juli, 18 Uhr. Bis 4. Oktober. Zur Ausstellung erscheint ein Postkartenbuch mit vierzig Sujets bei Scheidegger & Spiess.

Höllennritt ins Schlachthaus

Ferienlektüre, mal der anderen Art. Fünf Thriller-Empfehlungen, die ungeschönt in Abgründe der Wirklichkeit blicken lassen.

Von Wolfram Knorr und Monique Baumann (Illustration)

Seit der Krimi salonfähig geworden ist, hat er seitensmässig zugenommen. Die unausgesprochene schlanke Norm von 250 bis bestenfalls 300 Seiten ist passé. Ein Umfang von 800 bis zuweilen 1000 Seiten ist keine Seltenheit mehr. 500 Seiten müssen es in jedem Fall sein.

Das ist natürlich nicht neu. Charles Dickens («Bleak House»), Wilkie Collins («Die Frau in Weiss») und andere haben das schon zu einer Zeit praktiziert, als das Genre noch in den Kinderschuhen steckte. Heute, in der Beletage akzeptiert, hebt die Gattung langsam, aber zielstrebig ihre Grenzen auf. Einigen ihrer Vertreter gelingt das mit grosser erzählerischer Verve. Von denen seien hier fünf empfohlen, und von einem besonders ambitionierten sei dringend abzuraten. Den Anfang macht ein Thriller, der bei unserem grässlichen Hang, alles zu schubladisieren, dem Sub-Genre der Spionagesgeschichte zugeordnet werden dürfte.

Jason Matthews: Operation Red Sparrow —

Nathaniel Nash, ein junger CIA-Agent, soll einen hochrangigen Informanten der Gegenseite treffen. Doch der russische Geheimdienst hat Wind davon bekommen und verhindert den brisanten Kontakt. Zwar können beide den Häschern entweichen, doch Nash gilt trotzdem als «verbrannt» und wird versetzt. Der russische FSB (Nachfolgeorganisation des KGB) will Nash unbedingt, um den Maulwurf in den eigenen Reihen zu enttarnen, und setzt seine Agentin Dominika Egorowa auf ihn an. Die durchläuft eine grausame Ausbildung zur «Red Sparrow» (eine Art Nutte), aus der sie patriotisch nicht gerade gestärkt hervorgeht.

Wer deshalb meint, daraus entwickle sich eine Lovestory zwischen Dominika und Nash, liegt zwar nicht ganz falsch, greift aber trotzdem gründlich daneben. Denn beide Seiten – CIA und FSB – verhindern eine emotionale Beziehung; die beinhart realistische Darstellung dieser Vereitelung ist wahrhaftig atemberaubend.

Autor Jason Matthews, der über dreissig Jahre bei der Operationsleitung der CIA gearbeitet hatte, hat mit seinem Debüt (ausgezeichnet mit einem Edgar Award) einen Insiderroman geschrieben, der viel über die Mentalität der Schlapphüte erzählt. Es gibt keine Ballereien, keinen sonstigen Action-Kram, nur präzise geschilderte Charaktere und beruflich bedingte Verhaltensmuster, die «Red Sparrow» zu einem wirklich furiosen Roman machen, den man kaum aus der Hand legen kann.

Goldmann. 680 S., Fr. 14.90

James Lee Burke: Sturm über New Orleans

— Wer wirklich über den verheerenden Hurrikan «Katrina», der den Grossraum New Orleans 2005 verwüstete und gesetzesfreie Zustände schuf, umfassend informiert werden will, der greife zu «Sturm über New Orleans» aus der Feder von James Lee Burke, dem Altmeister des Südstaaten-Thrillers. Ich-Erzähler Dave Robicheaux soll einen verschwundenen Priester finden und die Vergewaltigung an einem jungen Mädchen aufklären. Dabei gerät er zwischen die Fronten von Plünderern, die mit Booten die überschwemmten Vororte heimsuchen, und selbsternannten dubiosen Bürgerwehren sowie einer Behörde, die durch Abwesenheit glänzt und dem Rassismus Tür und Tor öffnet. Wie Burke den Krimi-Plot in die staubtrocken reportierten katastrophalen Zustände einfügt, verrät seine Meisterschaft, souverän und unterkühlt zu beobachten.

Pendragon, 576 S., Fr. 24.90

James Ellroy: Perfidia — Sergeant Dudley Smith, Familienvater, vergöttert den Hollywoodstar Bette Davis und landet bei ihr im Bett. «Joe Kennedy», erzählt sie, «hat's mal bei mir versucht. Da hat er noch RKO geleitet. Wie ich hörte, soll Jack ein noch grösserer Schürzenjäger sein, aber bestückt wie ein Cashew-Nüsschen.»

Tratsch, Brutalität und Gier, Fiktion und Wahrheit vermischt James Ellroy zu einem wildzornigen Fresko amerikanischer Geschichte. Neben Dudley Smith, der einen Mordfall an einer japanischen Familie aufklären und das Ergebnis manipulieren soll, und anderen skrupellosen Bullen wirbeln historische Figuren, von Gary Cooper bis Bert Brecht, durchs Jahr 1941. Ellroy macht daraus einen wahren Höllennritt.

Jedermanns Sache ist das nicht. Schon mit seinem ersten «L.A. Quartett» sprengte er ohne Rücksicht das Genre. Mit seinem jüngsten Opus kehrt er in sein geliebt-gehasstes Los Angeles zurück, die Stadt der Engel und der Verdammnis, und haut mit expressiver Direktheit dem Leser seine Behauptung um die Ohren, dass nach Pearl Harbor die Westküste in die Barbarei zurückfiel; das nicht nur, weil die japanischstämmigen Bürger kaserniert wurden. «Perfidia» (Verrat) ist der erste Teil eines neuen Quartetts.

Ullstein. 952 S., Fr. 28.50

Don Winslow: Das Kartell —

Adan Barrera, Chef eines mexikanischen Drogenkartells, ist während eines orgiastischen Fests im Zellen-trakt aus dem mexikanischen Knast geflohen.



Die Gattung des Krimis hebt langsam, aber zielstrebig

Sein Gegenspieler Art Keller von der US-Drogenfahndung DEA, der Barrera einst festnahm, macht voller Wut wieder Jagd auf ihn, denn eingebuchtet wurde Barrera in ein US-Gefängnis. Mit einem juristischen Trick hatte er sich nach Mexiko überstellen lassen, eine Hochburg der Korruption – und ein Schlachthaus. Die Medien reden über die Grausamkeiten des Polit-Terrorismus, doch über die des Drogenkriegs kaum.

Don Winslow verschont den Leser damit nicht. 2005 wurde er mit dem Drogenthriller «Tage der Toten» (verfilmt von Oliver Stone unter dem Titel «Savages») bekannt, und er lässt nun mit dem wütenden Mammutwerk «Das Kartell», das er den vielen ermordeten Journalisten widmet, den ganzen Irrsinn des Drogenkriegs Revue passieren. Es ist eine



ihre Grenzen auf.

durch und durch makabre Revue voller Beschreibungen – von der mexikanischen Polizei übers Fernsehen bis zur Politik –, grausamster Brutalität und schrecklicher Hoffnungslosigkeit. Einmal, nach einer Razzia, denkt Keller: «Immer dasselbe. Vietnam in den Sechzigern, Sinaloa in den Siebzigern, wir machen immer die gleichen Idiotenfehler. Kein Wunder, dass die Leute die Narcos verteidigen – Barrera baut Häuser, wir machen sie kaputt.» Keller wird zum verzweifelten Sisyphos.

Droemer. 830 S., Fr. 23.90

Antonin Varenne: Die sieben Leben des Arthur Bowman — Seine Helden sind gebrochene, kaputte Figuren, die traumatisiert aus Kriegen zurückkehren («Fakire»). Deshalb gilt

Antonin Varenne als Erneuerer des französischen Roman noir, zugleich aber hat sein düsterer Kosmos auch etwas seltsam «Esoterisches». Sein jüngster Albtraum spielt allerdings nicht in der Gegenwart, sondern in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Arthur Bowman, Söldner der Ostindienkompanie in Birma, wird zu einem üblen Einsatz befohlen, der ihm eine grausige Gefangenschaft beschert.

Zurück in London, schlägt sich der lädierte Bowman als Bulle durch und wird mit einem Mord konfrontiert, bei dem der Killer – aufgrund der Tötungsart – nur einer aus der ehemaligen Gefangenentruppe sein kann. Bowman fühlt sich verpflichtet, den Killer zu suchen – und ein seltsames Abenteuer beginnt, das ihn bis tief in den Wilden Westen

führt. Warum Bowman unbedingt dem Mörder bis in die USA folgt, bleibt das Geheimnis des Autors, aber was Varenne in seinem Abenteuer-Opus gelingt, sind akribisch recherchierte Schilderungen der damaligen Zustände. Höhepunkte davon bilden das horrorhaft schmutzige London und das kaltherzige New York. Die Figuren dagegen erschliessen sich einem nicht, schon gar nicht dieser zombiehafte Bowman. Die Franzosen feierten den Roman als Wiederkehr des klassischen Abenteuerromans.

C. Bertelsmann. 559 S., Fr. 33.90

Greg Iles: Natchez Burning — Kommen wir nun zu jenem Thriller, von dem abzuraten ist, nicht weil er mit 1007 Seiten (!) der dickste ist. Er war auf der Krimi-Bestenliste der *Zeit* und wurde auch von *Spiegel* online gewürdigt. Die einzige Erklärung hierfür ist: Der Thriller behandelt mit dem Rassismus ein sehr aktuelles Thema und ist eine Schwarte, was offenbar in diesem Fall für bedeutend gehalten wird. In Tat und Wahrheit ist der Wälzer, der in Natchez, Mississippi, spielt, ein Tort. Penn Cage, Bürgermeister von Natchez und Ich-Erzähler, wird vom Staatsanwalt darüber informiert, dass man seinem Vater, einem Arzt, den Prozess machen werde, weil er Viola, der farbigen Arzthelferin, die nach vierzig Jahren zurückgekehrt ist, Sterbehilfe geleistet habe.

Mit dem Fall wird eine alte Geschichte aus den sechziger Jahren nach oben gespült und umständlich erörtert; tatsächlich erörtert, mehr nicht. Ansonsten wird unentwegt auf der Stelle getreten. Der Staatsanwalt droht andauernd mit dem Prozess, Penn Cage hält den Staatsanwalt mit kompromittierenden Fotos in Schach, und der beschuldigte Papa schweigt beharrlich – und nichts geht voran, trotz übler Seilschaften zwischen Rassisten und Drogendealern, die irgendwie auch herumdrehen. Sprachlich bewegt sich das auf Groschniveau, was nicht an der Übersetzung liegt.

So heisst es: «Als Henry sich wieder zu mir umwendet, sieht er fünf Jahre älter aus als noch vor einer Minute», und wenige Zeilen später: «Eine Welle von Neurochemikalien löscht alle meine Gedanken spurlos.» Oder: «Ein kalter Schauer der Vorahnung läuft mir über den Rücken», und ein paar Zeilen weiter: «Meine Gedanken und Erinnerungen wirbeln wild durcheinander.» «Seit meinem Gespräch mit Dad war die Gefahr stetig gewachsen, dass die brodelnde Angst in meiner Brust in Panik überkochen würde.» – «Was? Mir läuft es wieder eiskalt über den Rücken.» Und so geht's weiter, endlos, und nichts passiert, dafür heisst's auf Seite 981: «Mein Blutdruck sackt so rasch ab, dass ich das Gefühl habe, gleich ohnmächtig zu werden.» Das ist Murks auf über tausend Seiten, bei dem der Leser, statt ohnmächtig zu werden, den Ziegel in die Ecke feuert.

Rütten & Loening. 1007 S., Fr. 32.90

Top 10

Knorr's Liste

1	Men & Chicken	★★★★☆
	Regie: Anders Thomas Jensen	
2	Taxi Teheran	★★★★☆
	Regie: Jafar Panahi	
3	Ted 2	★★★★☆
	Regie: Seth MacFarlane	
4	Mad Max: Fury Road	★★★★☆
	Regie: George Miller	
5	Minions	★★★★☆
	Regie: K. Balda / P. Coffin	
6	Victoria	★★★★☆
	Regie: Sebastian Schipper	
7	The Age of Adaline	★★★★☆
	Regie: Lee Toland Krieger	
8	Jurassic World	★★★★☆
	Regie: Colin Trevorrow	
9	Big Game	★★★★☆
	Regie: Jalmari Helander	
10	Spy	★★★★☆
	Regie: Paul Feig	

Kinozuschauer

1 (-)	Minions (3-D)	49 842
	Regie: K. Balda / P. Coffin	
2 (1)	Ted 2	9513
	Regie: Seth MacFarlane	
3 (2)	Jurassic World (3-D)	8416
	Regie: Colin Trevorrow	
4 (3)	Spy	2071
	Regie: Paul Feig	
5 (-)	Taxi Teheran	1726
	Regie: Jafar Panahi	
6 (4)	Giovanni Segantini: Magie des ...	1720
	Regie: Christian Labhart	
7 (5)	The Age of Adaline	778
	Regie: Lee Toland Krieger	
8 (6)	San Andreas (3-D)	643
	Regie: Brad Peyton	
9 (-)	Men & Chicken	462
	Regie: Anders Thomas Jensen	
10 (7)	Big Game	409
	Regie: Jalmari Helander	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Fifty Shades of Grey (Universal)
2 (-)	American Sniper (Warner)
3 (-)	Jupiter Ascending (Warner)
4 (-)	Kingsman: Secret Service (Fox)
5 (-)	Downton Abbey – Season 5 (Universal)
6 (2)	The Imitation Game (Ascot Elite)
7 (3)	Into the Woods (Disney)
8 (4)	Baymax – Riesiges Robowabohu (Disney)
9 (6)	John Wick (Ascot Elite)
10 (5)	96 Hours – Taken 3 (Rainbow)

Quelle: Media Control



Die Ironie schlägt Kapriolen: «Terminator 5».

Kino

Wer ist er – und wenn ja, wie viele?

Er ist wieder da, der fantastische Trampel aus der Zukunft. In «Terminator 5: Genisys» trifft Cyborg Arnold Schwarzenegger sich selbst im jugendlichen Alter. Von Wolfram Knorr

Arnold Schwarzenegger ist der Mann der Stunde, «der erfolgreichste Grossmotoriker des Universums» (*Süddeutsche Zeitung*), der «robuste Grundsätze mit der Diplomatie eines Vorschlaghammers» verbindet. Die beweist er wieder mit seiner Rückkehr als Kampfboter T-800 mit bleischwerer Selbstgewissheit. Erst vor wenigen Wochen wurden noch mächtige genmanipulierte Raptoren über die Vergnügungsplätze gehetzt und räumten kommerziell ab, da wird schon das nächste Ungetüm über die Märkte gejagt – unser aller Terminator. Und wie bei sämtlichen Kolossen, die aus dem Gehege des Digitalen stammen, beginnt natürlich auch mit dem Giganten unter den Cyborgs eine neue Reihe. Es wächst schliesslich nicht nur eine neue Generation nach, die vom Ur-«Terminator» (1984) schon keine Ahnung mehr hat, auch die Tricktechnik entwickelt sich weiter und will natürlich ihren neuen Formenschatz präsentieren. Arnie, der keine Rücksicht auf politische Gepflogenheiten mehr nehmen muss, kann sich in «Terminator 5: Genisys» wieder mit vollem Körperinsatz in die pure virtuelle Welt begeben, und da wird nicht mit Ironie gespart. Der Titel spielt auf ein Computersystem namens «Sys» an, das ein funktionierendes Datenkonglomerat meint, mit dem sich die Welt beherrschen lässt.

Bei allem bengalischen Blendwerk und allen Gaukeleien, wilden Autocrash-Kapriolen und

Trick-Theater-Zaubereien bewegt sich der Pyro-Irrsinn auf der Höhe der Zeit. Im Jahre 2029 schickt Rebellenführer John Connor (Jason Clarke) Freund Kyle Reese (Jai Courtney) zurück ins Jahr 1983, damit der dessen Mutter Sarah Connor (Emilia Clarke, bekannt aus der Serie «Game of Thrones») vor einem Roboter schützt, der sie killen will, um die Zukunft zu ändern.

So weit, so gut; das kennt man aus den alten «Terminator»-Filmen. Im nun fünften aber, und das ist nicht unwitzig, existiert die Zeit nicht mehr, in die Reese zurückkehrt. Was er vorfindet, ist eine alternative Vergangenheit, in der Sarah Connor längst von ihrem Schicksal weiss. Es ist eine alternative Vergangenheit, die eine sehr aktuelle Gegenwart ist. Sarah ist kein Weibchen mehr, sondern eine Lady, die bestimmt, wo's langgeht. Gnadenlos ballert sie sich durchs Labyrinth der Täuschungen und Irritationen. Schon in «Mad Max: Fury Road», Zufall oder nicht, spielte die Frau die erste Geige. Der Cyberkrieg ist aber nicht nur in diesem Belang ganz auf der Höhe der Zeit, auch Roboter und Daten-Dämonie sind nicht von gestern. Die Entertainment-Maschine Hollywood greift Trends seit je auf und dreht sie gekonnt durch ihren Spektakel-Wolf; das macht ihr so schnell kein anderes Filmland nach. Und wenn Arnold («I'll be back») als Typ T-800 sich selbst in einer früheren Version begegnet, schlägt die Ironie Kapriolen.

Andererseits, auch das muss man sagen, unterscheidet sich halt dieser Blockbuster letztlich nicht wesentlich von Jurassic-World-Avengers-San-Andreas-Ant-Man-Mission-Impossible-Produktionen. Es gleisst das zirzensische Feuerwerk: krachend und wummernd, zischend und blitzend, karriolend und brodelnd. ★★★☆

Weitere Premieren

Star — Eine wunderbare Alternative zu Blockbustern wie «Terminator 5» ist dieses Juwel aus Russland. Zwei junge Frauen stehen im Mittelpunkt. Mascha möchte um jeden Preis ein Filmstar werden und ist bereit, alles dafür zu tun, auch Schönheitsoperationen, und Rita hat sich einen Moskauer Oligarchen geangelt, der sie nach einem Eklat rausschmeisst. In Maschas Bruchbude kommt sie unter. Und dann gibt es noch Kostia, den Sohn des Oligarchen, der sich in Mascha verliebt und für sie stiehlt. Während Rita laut den Ärzten wegen einer Immunschwächekrankheit nicht mehr lange zu leben hat, unterwirft sich Mascha immer bizarreren Operationen, die Kostia mit seinen kriminellen Machenschaften finanziert. Anna Melikians («Rusalka») temperamentvolles Porträt der modernen urbanen russischen Gesellschaft am Beispiel der beiden Frauen ist ein furioses Meisterstück. Moskau ist eine einzige Baustelle, nichts ist fertig, alles provisorisch, und die Menschen, die nach einem erfüllten Leben streben, sind es



Atemberaubend: «Star» aus Russland.

auch. Wie Melikian die Moskauer Realität ins Bild bannt und eine Gesellschaft zeigt, die ständig hoch hinauswill, ohne sich abzusichern, das ist atemberaubend. ★★★★★

La ritournelle — Die Gattin eines Rinderzüchters möchte wieder mal was erleben. Auf einer Party lernt sie einen jungen Charmebolzen aus Paris kennen und reist unter dem Vorwand eines Arztbesuchs nach Paris. Dort macht sie eine andere Bekanntschaft. Den Film trägt einzig und



Ungestillte Sehnsucht: «La ritournelle».

allein Isabelle Huppert mit ihrer wunderbar spröde-biestigen Art und der ungestillten Sehnsucht in den Augen. ★★★☆☆

The Duff — Highschool-Filme sind eine sehr amerikanische Spezialität. Mal geht's gegen Lehrer, mal gegen die Jungs und die Zicken und immer um Liebesknatsch. Diesmal stehen die Cliques mit ihrer Duff (*Designated Ugly Fat Friend*) im Mittelpunkt – dem Pumperl, über das sich alle heimlich lustig machen. Bianca Piper (Mae Whitman) ist in den Augen ihrer Schnuckel-Freundinnen eine Duff. Als Bianca das erfährt, will sie sich mit Hilfe einer Sportskanone neu stylen. Am Ende dämmert ihr die Erkenntnis, dass es Wichtigeres im Leben gibt. Stimmt, trotzdem bleibt's Heuchelei. Fitness und Attraktivität werden sozusagen durch die Hintertür empfohlen. Immerhin, die Dialoge sind frech, und Mae Whitman spielt die Duff prima. ★★★☆☆

Fragen Sie Knorr

Alle Welt schwärmt von TV-Serien, von denen es ja auch exzellente gibt. Was sind eigentlich typische Unterschiede beim Dreh von Serien und Filmen? K. S., Bern

Inzwischen sind die Unterschiede nicht mehr allzu gross, was die ästhetische Umsetzung betrifft. TV-Serien suchen so viel «Kino» wie möglich. Dramaturgisch allerdings gibt es enorme Unterschiede, da die Serie sich Zeit lassen kann, Figuren zu entwickeln und deren Kollisionen dem-



entsprechend differenziert aufzubauen. Das gibt es in Kinofilmen natürlich auch noch, aber fast ausschliesslich im Arthouse-Genre, also in jenen Filmen, die in den Charts praktisch keine Rolle spielen. Da das Kommerzkino fast nur noch von den Superhelden und dystopischen Krawallstoffen lebt, driften das dominante Kino und die Serien ziemlich heftig auseinander.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

Klasse vom Klassiker

Von Peter Rüedi

In der Tessiner Familie Ambrosetti war Jazz immer eine *family affair*. Der Patron Flavio (1919–2012) war als Altsaxofonist einer der Schweizer Bebop-Pioniere in der Nachfolge von Charlie Parker. Sein liebster Partner war ihm bald sein Sohn Franco, Trompeter und Flügelhornist, und es beschädigt die Legende des Alten nicht: Als Musiker überflügelte der Sohn bald den Vater. War der ein Amateur im Wortsinn, entwickelte sich Franco schnell zu einem der markantesten und eigenwilligsten Trompeter Europas, einem Improvisator aus der Mitte der Tradition, die der grosse Clifford Brown begründete und die als genetischer Fingerabdruck dem Spiel all seiner Nachfolger abzulesen war: Freddie Hubbard, Lee Morgan, Kenny Dorham, *you name them*. Allein, Ambrosetti war niemandes Klon, sondern immer auf Anhieb als Individuum erkennbar, zuerst an seinem eigenen Sound, dann aber auch wegen seiner besonderen lyrischen Qualitäten und der Art, wie er seine Soli als sinnfällig erzählte Geschichten entwickelte – Eigenschaften übrigens, die ihn als Stilisten besonders gut altern liessen. Heute ist Franco Ambrosetti der unbestrittene Grandseigneur nicht nur unter den Schweizer Trompetern. Seit mehreren Jahren nun spielt Ambrosetti zusammen mit seinem Sohn Gianluca, nicht immer zur ungeteilten Freude seiner Bewunderer, denen solche genealogische Treue unverständlich blieb. Tatsächlich war die *mise en place* des Jungen mit der ausgebufften Phrasierungsökonomie des Vaters nicht zu vergleichen. Das hat sich inzwischen geändert. Auf Ambrosettis jüngstem Opus ist Gianluca inmitten einer hohen Besetzung (neben Franco das starke Altsaxofon von Greg Osby, der Bass von Buster Williams, das Schlagzeug von Terri Lyne Carrington und das fabelhafte Al-dente-Piano von Dado Moroni) jedenfalls kein auf Protektion angewiesener Fremdkörper. Die CD heisst nach einem Balladenklassiker von John Coltrane «After the Rain», dazu gibt es dessen Original «Crescent» und sechs klug und durchsichtig gestrickte Eigenkompositionen des Chefs und Trompeters. Klasse vom Klassiker.



Franco Ambrosetti:
After the Rain.
Enja ENJ-9624-2

Gemietete Prinzessin

Angekündigte Hochzeit mit griechischem Tycoon; Pferderennen in Dielsdorf. *Von Hildegard Schwaninger*



Langbeinigste Kunsthändlerin der Welt: Isabelle Bscher.

Die Hochzeit von **Isabelle Bscher**, der langbeinigsten Kunsthändlerin der Welt, und dem griechischen Tycoon **Spyros Niarchos** wurde schon letzten Sommer, als die zwei auf der griechischen Insel Spetses turtelten, verkündet. Stattgefunden hat sie bisher nicht. Die Anwälte sollen noch mit der Aushandlung des Ehevertrags beschäftigt sein.

Die blonde Deutsche Isabelle Bscher ist in der Schweiz bekannt, mit ihrer Mutter **Krystyna Gmurzynska** leitet sie die Galerie Gmurzynska mit Filialen in Zürich, Zug und St. Moritz – dort lernte sie Niarchos kennen, dessen Familie eines der schönsten Chalets (gefüllt mit Kunst) auf dem Suvretta-Hügel besitzt. Offiziell zusammen sah man das Paar erstmals an der Art Basel 2013 und bei einem Abendessen in der «Kronenhalle» im Herbst 2013, wie die *Weltwoche* berichtete.

Spyros Niarchos ist *a big catch*. 1987 heiratete er die irische Bier-Erbin **Daphne Guinness**, die im internationalen Jetset als verrücktes Huhn gilt. Eine schillernde Mode-Ikone, seit zwanzig Jahren regelmässig auf der «Best Dressed Women»-Liste; sie versucht sich als Künstlerin, Schauspielerin und Philanthropin. Mit Niarchos hat sie drei Kinder. Sie ist 47; achtzehn Jahre älter als die neue Braut des Sechzigjährigen.

Gmurzynska kam etwas ungünstig in die Schlagzeilen, als im April 2013 in der Galerie die

Polizei anrückte und eine Razzia durchführte. Zeitgleich und im Zusammenhang mit der Razzia im «Dolder Grand», wo man die Kunstsammlung von **Urs E. Schwarzenbach** inspierte. Wegen des Verdachts, die Bilder seien importiert worden, ohne dass Einfuhrsteuern bezahlt wurden. Was 6 Millionen Franken Mehrwertsteuerverlust für den Staat bedeutete.

Glamourös sind die Gmurzynska-Vernissagen. Immer dabei, damit die Presse was zu berichten hat: Prinzessin **Marie-Christine von Kent**, durch Heirat mit der Queen verwandt.



Kunst und Glamour: Krystyna Gmurzynska.

Man kann sie für Anlässe mieten; deshalb ihr Spitzname: «Rent a Kent». Gmurzynska mietet sie regelmässig; sie gehört zum Inventar. Wie mittlerweile auch Niarchos.

In Medienkreisen ist sie bekannt wie ein **luntes Hund**: für ihr grosses Maul und manchmal für grosse Hüte. **Ursula «Ursi» Klein**, Betreiberin der Kommunikationsbranchen-Website Kleinreport.ch. Die Journalistin tat, weil sie fürs Angestellendasein nicht geschaffen ist (sie wurde drei Mal gefeuert), den Schritt in die Selbständigkeit. Und das mit Erfolg. Sie gründete ihre Online-Zeitung, ist «Verlegerin und Herausgeberin» (so steht es auf ihrer Visitenkarte) und macht damit, wie sie selbst sagt, Millionen. Ob sie da richtig rechnet, ist nicht zu überprüfen; jedenfalls leistet sie sich ein typisches Millionärshobby. Ursi Klein züchtet Pferde.

Seit bald zwei Jahren hat sie drei Pferde, alles Vollblüter, in einem Rennstall bei Düsseldorf stehen. Das erfolgreichste ist **Summerside**, ein dreijähriger Hengst. Mit **Leon Lusio**, einem vierjährigen Wallach, hat sie letztes Jahr ein Rennen in Saint-Cloud, Paris, gewonnen. Im Sattel sass der Jockey **Maxime Guyon**. Für das Pferd wurden ihr 100 000 Euro geboten. Sagt sie. Trainiert werden die Tiere von **Sascha Smrczek**, für Klein ein «absoluter Star-Trainer».

Beim Rennen in Dielsdorf, letzten Sonntag, stiftete sie einen Preis. Als Mäzenin präsierte sie zwei Tische, an die sie zwei Dutzend Gäste lud. Wie eine Grossfürstin sass sie da, im geblühten Kleid; eine Frau, für die Niederlagen keine Option sind. Unter ihren Gästen: Fifa-



Millionärshobby: Ursula Klein.

Experte **Guido Tognoni**, der bei den Pferdewetten mitwettete – und gewann. Seine Frau **Daniela Tognoni** scheint Dielsdorf mit Ascot verwechselt zu haben. Erschien mit grossem Hut, in Louboutin-High-Heels und im schärfsten Mini: ein Alien neben den rustikalen Pferde-Frauen. Am Nebentisch: Ex-Konzernchef **Hans Widmer** (McKinsey, Oerlikon-Bührle, Bally), heute Verfasser tiefgründiger Bücher, mit seiner Frau **Elisabeth** und Tochter **Annina Widmer**, auf Pferde spezialisierte Tierärztin, sowie Ex-Banker **Lukas Mühlemann** mit **Dorothea** und Hund.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

Tag und Nacht

Die Verkaufsleiterin Conny Schlatter, 36, und der Verkaufsleiter Patric Burri, 35, haben am 15. Mai 2015 geheiratet. Nach zwanzig glücklichen Jahren.



«Auf stabilen Beinen»: Brautpaar Burri-Schlatter.

Conny: Wir haben uns in der Schule kennengelernt. Ich war vierzehn, Patric dreizehn Jahre alt. Am Mittwoch haben wir immer mit zwei anderen Kollegen zusammen Karten gespielt. Meine Mutter war schon damals der Ansicht, dass Patric gut zu mir passen würde. Zwei Jahre später besuchten wir gemeinsam einen Tanzkurs und wurden ein Paar. Vor zwanzig Jahren haben wir uns zum ersten Mal geküsst.

Patric: Wir machten beide ein Welschlandjahr, später gingen wir zusammen ein halbes Jahr nach Australien. Wir wussten: Wenn wir so lange Zeit getrennt sein können, es aber auch Tag und Nacht miteinander aushalten, dann ist es eine Bestätigung dafür, dass wir zusammengehören.

Conny: In Gesprächen mit anderen, so haben wir in der Zwischenzeit immer wieder festgestellt, wird der gegenwärtige Partner mit vorhergehenden Beziehungen verglichen. Wir haben manchmal das Gefühl, der richtige sollte ein Zusammenschchnitt sein aus allen positiven Eigenschaften der vergangenen Beziehungen. Das ist natürlich ein schwer zu erfüllender Anspruch.

Patric: Durch die sehr frühe Liebe blieben uns beiden sicher Enttäuschungen erspart, und mit der manchmal verzweifelten Suche nach dem

richtigen Partner mussten wir uns auch nicht quälen. Für uns war es ein Glück, dass wir unbelastet an unsere Beziehung herangehen konnten.

Conny: Liebe entwickelt sich über die Jahre. Am Anfang ist man verliebt. Mit der Zeit merkt man, dass es auch schwierige Zeiten gibt. Wenn die Gefühle von Sicherheit, Geborgenheit und die glückliche Verbundenheit bestehen bleiben, steht die Beziehung unserer Meinung nach auf stabilen Beinen.

Patric: Wichtig ist für uns nach so langer Zeit, dass die Liebe nicht zur Gewohnheit wird. Der Liebe schadet aus unserer Sicht, wenn man sie nicht pflegt. Und wenn man sich über den anderen dauerhaft mehr aufregt als freut, ist es ebenfalls ungut.

Conny: Für uns war immer klar, dass wir heiraten werden, wenn wir eine Familie gründen möchten. Wir beschlossen das Datum – den 15. 5. 2015 – bei einem romantischen Dinner auf den Malediven und haben den Plan kürzlich auf Schloss Lenzburg umgesetzt. Danach verbrachten wir mit zwanzig ausgewählten Gästen ein Wochenende in unserem Lieblingshotel. Aufgrund des Ablaufes entschieden wir uns für einen Privatjet von Zürich nach Innsbruck. Die Fahrt mit dem Car hätte rund fünf Stunden in Anspruch genommen, und so hätten wir die Trauung und den Apéro auf dem Schloss kürzen müssen. Am liebsten hätten wir alle Gäste dabei gehabt, aber das liess unser Budget leider nicht zu. Wir kompensierten, so gut es ging – indem die meisten bei der Ziviltrauung im Rittersaal auf dem Schloss und beim Empfang dabei sein konnten.

Patric: Am Hochzeitstag selbst soll man den Dingen ihren Lauf lassen. Man hat Monate in die Organisation investiert, aber es werden mit ziemlicher Sicherheit dennoch Dinge schief laufen. Bei uns hat es geregnet, aber das konnte unser riesiges Glück nicht trüben.

Conny: Das Schöne an der Heirat ist, dass man nun auch im juristischen Sinn eine Gemeinschaft darstellt. Nun ist die Familienplanung ein Thema. Das haben wir selbstverständlich im Vorfeld besprochen, und es war letztendlich auch der Grund dafür, nach zwanzig glücklichen Jahren doch noch zu heiraten.

www.stretch.ch (R. Kuhn, Aarau)
Protokoll: Franziska K. Müller

OcCC

Von Andreas Thiel — Wir wünschen viel Verstand im Umgang mit Experten.

Philippe Thalmann:

Als Professor für Umweltökonomie an der ETH Lausanne und Mitglied des Organs für Fragen der Klimaänderung (OcCC) – jenes Sachverständigen-gremiums, welches den Bun desrat in Klimafragen strate-



gisch berät und welchem nebst weiteren ETH- und Universitätsprofessoren auch der renommierte Klimaforscher Thomas Stocker, der Swiss Re Director David Bresch und die CVP-Nationalrätin Kathy Riklin angehören – muss ich eingestehen, dass unsere bisherige Verkehrspolitik bezüglich Klimazielen trotz rigorosen Eingriffen und umfassenden Regulierungen gescheitert ist. Da die Schweiz eine Reduktion des CO₂-Ausstosses bis 2020 um 20 Prozent verfehlen wird, empfehlen wir, eine Senkung um 90 Prozent bis 2050 anzuordnen.

Doris Leuthard: Nachdem wir ein bescheidenes Ziel verfehlt haben, versuchen wir es mit einem unrealistischen Ziel?

Philippe Thalmann: Neue Wege für das Mobilitätsproblem finden sich erst, wenn das Transportsystem an seine Grenzen stösst. Deshalb muss der Verkehr mit Kontingenten eingeschränkt werden. Weitere Ausbauschritte müssen beharrlich verzögert und behindert werden. Nur wenn das System an seine Grenzen stösst, werden Alternativen konkurrenzfähig.

Doris Leuthard: Dann werden wir dem Expertengremium OcCC sofort alle Sitzungsgelder streichen. Das Sekretariat wird geschlossen, und den Experten wird verboten, sich zu treffen oder via elektronische Hilfsmittel zu kommunizieren.

Philippe Thalmann: Wozu das denn?

Doris Leuthard: Nur wenn das Expertengremium an seine Grenzen stösst, werden alternative Sichtweisen im Bundesrat konkurrenzfähig.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Tanz auf dem Vulkan

Von Peter Rüedi



Als ich der Nerello Mascalese zum ersten Mal begegnete, war sie noch eine Unbekannte, eine sizilianische Exklusivität, fast eine Exotin, wenigstens für mich nördlichen Ignoranten, der zwar das ewige Merlot-Cabernet-Chardonnay-Einerlei ein wenig leid war, sich in autochthonen südlichen Sorten aber wenig auskannte. Inzwischen ist die Traube, die nirgendwo so grossartige Resultate zeitigt wie an den Hängen des Ätna, nicht gerade zu einer Mode, aber zumindest zu einem Insidertipp avanciert, nicht nur im Passopisciaro des legendären toskanischen Tüftlers Andrea Franchetti (Tenuta di Trinoro), meinem Initiationserlebnis, sondern auch in zahlreichen Varianten von den schwarzen Hängen des Vulkans (u.a. Terre Nere, Calderara Sottana, Cottanera). Die Nerello ergibt helle Weine, im lichten Rot vergleichbar mit einem Pinot noir oder einem Nebbiolo, und in der Delikatesse ebenso, wenn man ihr auch spätestens beim zweiten Schluck den heissen Atem ihrer Herkunft anmerkt. Sie zeichnet freilich, nicht unähnlich einigen grossen Malbecs aus den Anden im argentinischen Mendoza, eine Art Doppelnatur aus: auf der einen Seite ihre vulkanische Mineralität, Würze und Hitze, andererseits eine Eleganz, die sie dem Anbau in grosser Höhe (750–900 m ü. M.) an den Nordwesthängen des Vulkans respektive der Differenz zwischen Tages- und Nachttemperaturen verdankt. Das macht auch den grossen Reiz dieses ersten mir untergekommenen weissen Nerello aus. Grosse mineralische Delikatesse (nach jedem zweiten Schluck lecken wir uns eine Spur Salz von den Lippen). Im Bouquet ein Hauch von Feuerstein, frische Blüten, Nektarinen, etwas Kerbel. Ganz im Stahltank vergoren, durch keinerlei Holz maskiert. Ein ziemlich muskulöser Weissler von mittlerem Alkoholgehalt, mit einem geradezu tänzerisch beschwingten Auftritt. Anders als irgendein Weisswein sonst auf der Welt. Ein Tanz auf dem Vulkan der eigenen Art. Ein Wein wie Schnee auf dem Ätna (bin ich, in Anlehnung an eine nicht weniger schöne Kurzgeschichte von Hemingway, «Schnee auf dem Kilimandscharo», zu sagen versucht).

Terrazze dell'Ätna: Ciuri Vino Bianco 2013. 12,5%.
Vinothek Brancaia. Fr. 22.–. www.vinothek-brancaia.ch

Nur auf Zeit

Restaurants mit Ablaufdatum sind beliebte gastronomische Ereignisse: Zum Beispiel im Zürcher Vorort Pfaffhausen. Von David Schnapp



Einfache Küche mit Raffinement: Ludovic Pitrel.

Zugegeben, ein ganz neuer Trend ist es nicht. 2013 schrieb das Branchenblatt *Hotellerie-Gastronomie-Zeitung* über sogenannte Pop-up-Restaurants: «Der Koch soll sein Handwerk verstehen [...] die Location aussergewöhnlich und die Preise moderat [sein]. Das alles sind typische Merkmale für Pop-up-Restaurants, die immer zahlreicher werden.» In einer Stadt wie Zürich sind Pop-up-Restaurants die illegalen Bars des 21. Jahrhunderts. Was nicht schon immer da war und bald wieder weg sein wird, scheint grösste Anziehungskraft auszuüben.

Das bringt uns nach Pfaffhausen, in einen vermögenden Vorort von Zürich, idyllisch gelegen und doch nur ein paar Auto- oder Busminuten vom Stadtzentrum entfernt. Dort haben die beiden Jungunternehmer Alexander und Raphael Guggenbühl – der eine Gastronom, der andere Betriebswirtschaftler – eine Dorfbeiz übernommen. Nur auf Zeit erst mal, aber eigentlich sind sie gekommen, um zu bleiben. Sofern es die Besitzer der Liegenschaft wollen. Das unterscheidet dieses von den meisten anderen Pop-ups, die in der Regel bloss ein schnell verglühendes Feuerwerk abbrennen.

Lässig, aber präzise

Aber selbst wenn man einen schönen Ort schafft, in diesem Fall einen Garten mit Palmen und Kräuterkisten neben einer Gaststube mit kompletter Bierbrau-Anlage, braucht man

auch einen guten Koch. Die Guggenbühls haben ihn in der Person von Ludovic Pitrel gefunden. Ein Hüne aus Nordfrankreich mit besten Referenzen aus der Schweiz. Pitrel bietet eine einfache Küche mit Raffinement: Roter Lachs mit Frischkäse, knackigen Sojasprossen, Bohnenkraut und Koriander sowie etwas Tomatenöl überzeugt durch abwechslungsreiche Texturen und kräftige Aromen. Lässig, aber geschmacklich präzise wirkt Pitrels Variante des Vitello tonnato. Der Tunfisch wird in dünne Kalbsschnitzel eingerollt, diese werden wiederum paniert. Kurz und knusprig ausgebacken und mit einer harmonischen Tonnato-Sauce angerichtet, ist es mit ziemlicher Sicherheit das beste «Tonnato», das uns bekannt ist.

So sorgfältig, wie Pitrel seine Gerichte aufsetzt, bauen die Guggenbühls ihr Restaurant darum herum: Der Kaffee kommt von einer nahe gelegenen Rösterei, das Brot vom Bio-Holzofenbeck, und wer Cola bestellt, hat die Auswahl zwischen einem Schweizer und einem amerikanischen Erzeugnis. Und wie jedes gute Restaurant lebt auch dieses Pop-up von der hohen Summe kulinarischer und gastronomischer Einzelteile.

Pop-Up-Restaurant Feldhof
Zürichstrasse 82, 8118 Pfaffhausen
Tel. 044 548 2793. www.pop-up-feldhof.ch
Sonntags und montags geschlossen.



Auto

Szenen aus dem Fitnesscenter

Der BMW M6 Coupé hat so viel Kraft, dass man als Durchschnittsfahrer kaum weiss, wohin damit. Aber man lernt schnell. *Von David Schnapp*

Mit diesem Auto verhält es sich wie mit manchen Besuchern im Fitnesscenter. Es gibt jene, die vor Kraft fast nicht mehr laufen können und die im Überfluss vorhandenen Muskeln in sehr enge Kleider verpacken. Und es gibt jene, bei denen man die Kraft als Ahnung unter fast alltäglicher Kleidung erkennen kann. Übertragen auf den Automobilssektor, gehört das BMW M6 Coupé in die zweite Kategorie.

Aus der Distanz betrachtet, sieht man ihm kaum an, dass er vor lauter Kraft fast platzt. Nur Kenner wissen beim Anblick des Carbon-Dachs oder der vier schwarzverchromten Endrohre

(«Competition-Paket»!), wer da vorfährt. Dem unbeteiligten Passanten könnte dann der dumpf grollende Klang auffallen, den der M6 erzeugt, sobald sein Motor läuft. Deshalb sollte man die folgenden Kennzahlen griffbereit haben: Achtzylinder-Motor, 4,4 Liter Hubraum, Doppelturbo, 575 PS und 680 Nm (mit «Competition-Paket»), von 0 auf 100 km/h in 4,1 Sekunden, Höchstgeschwindigkeit: 305 km/h (mit «M Driver's Package»). Das ist isoliert betrachtet schon ziemlich eindrücklich. Es wird noch eindrücklicher, wenn man sich vor Augen führt, dass das kein Supersportwagen ist, sondern ein luxuriöses Reisecoupé mit annähernd zwei Tonnen Gewicht und fast fünf Meter Länge.

BMW M6 Coupé

Leistung: 575 PS, Hubraum: 4395 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 305 km/h
Preis: Fr. 157 000.-; Testwagen: Fr. 195 680.-



Dr. Jekyll und Mr. Hyde

Richtig eindrücklich wird es aber dann, wenn man am Steuer sitzt und die Ampel von Rot auf Grün springt. Die Gänge sortiert man über die Schaltwippen und ein 7-Gang-Doppelkupplungsgetriebe schneller durch, als man blinzeln kann, und im Rückspiegel verschwindet das Auto, das gerade noch hinter einem stand, so rasend schnell, dass man versucht ist,

laut loszulachen. Das Lachen ist dabei nur Ausdruck für ungläubiges Erstaunen.

Nachdem sich der M6 und ich etwas aneinander gewöhnt hatten, fuhr ich mit ihm nach Frankreich. Wie bei vielen hochgezüchteten Sportwagen modernen Zuschnitts liegt auch bei diesem BMW die Faszination in seinem Jekyll-und-Hyde-Charakter. Gut und Böse liegen nur einen Knopfdruck voneinander entfernt. Federung, Lenkung und Motoransprechverhalten sowie Schaltzeitpunkt lassen sich wie bei allen M-Modellen individuell einstellen und als Set-up auf eine Taste am Lenkrad speichern. So rauscht man entspannt und komfortabel dahin, leise schaukelt das Fahrwerk über Unebenheiten, und entfernt hört man das sonore Brummen des Motors. Dann: Knopf drücken, alles auf straff und sportlich einstellen und das Gaspedal durchtreten. Das Auto scheint die Muskeln anzuspannen, und die Kraft explodiert im nächsten Moment unter dem Hintern des Fahrers. Bloss bei nasser Fahrbahn ist etwas Vorsicht angebracht, denn wenn das ganze Potenzial des Motors auf die Hinterräder übertragen wird, flackert die ESP-Leuchte wild im Kombi-Instrument, und die Regelsysteme bekommen allerhand Arbeit.

Aber keine Angst, aus Edward Hyde wird bloss einen Tastendruck später wieder Henry Jekyll, aus dem M6-Biest wird ein Muskelpaket im weiten T-Shirt.



«Schauen wir mal»: Musikerin Nubya.

MvH trifft

Nubya

Von Mark van Huisseling — Sie habe ein Sicherheitsbedürfnis, sagt sie. Dennoch wurde sie Musikerin, nicht Managerin.

Wie sieht dein Tag aus? – «Immer anders; ich hab Auftrittstage, da mach' ich am Morgen meine Administration, und zwischen zwölf und zwei Uhr muss ich meistens losfahren. Wenn ich keinen Auftritt hab, hab ich Meetings, übe Gesang, aber auch das Repertoire; Sport mache ich – Yoga und Crosstrainer mehrmals in der Woche –, das ist für mich Teil des Jobs, meine Arbeit ist Körperarbeit. Zurzeit plane ich eine Weihnachtstournee.» – «Wie viele Auftritte hast du im Jahr?» – «Ganz unterschiedlich, das können dreissig sein, das können siebzig sein. Es kommt *à bitz* aufs Jahr an: Wenn ich eine CD rausbringe, dann ist ein, zwei Jahre um das herum [das Veröffentlichungsdatum] viel los, danach wird es ruhiger. Dann kann ich Songs schreiben, Texte schreiben, ins Studio gehen – bis wieder eine CD kommt.»

Nubya ist eine Schweizer Sängerin; ihren Künstlernamen habe sie erfunden, er sei aber abgeleitet von den Nubiern, einem Volk aus

Ägypten, steht bei Wikipedia (sie hat darum gebeten, ihren richtigen Namen nicht zu veröffentlichen). Ihr Vater ist aus Nigeria, ihre Mutter aus Basel, sie lernten sich kennen, als er in Basel studierte. Kurze Zeit lebte die Familie in Nigeria, bevor die Mutter mit der zweijährigen Tochter retour nach Basel zog, die Eltern sind geschieden; Nubya hat fünf Halbschwestern und einen Halbbruder, eine Halbschwester wohnt in Berlin, die anderen Halbschwester sind in Nigeria. Bisher hat sie fünf Alben veröffentlicht sowie zahlreiche Singles, vom 17. bis zum 25. Juli tritt sie am Basel Tattoo 2015 auf.

«Dein Vater ist 82 – ein hohes Alter für einen Afrikaner...» – «Stimmt, die Durchschnittslebenserwartung in Nigeria ist bei knapp über sechzig, glaub' ich.» – «Ist er aus einer privilegierten Familie?» – «Nein, er kommt aus einem Dorf, zwei Stunden mit dem Auto entfernt von der nächsten Stadt – über Holperstrassen. Er

hat sich hochgearbeitet, hat in Europa studiert, er hat *gechrampft*... Für ihn war das Wichtigste, dass seine Kinder studieren, er musste sich das erkämpfen, er hatte niemanden, der ihn unterstützte. Als ich angefangen hab, Musik zu machen, fand er das schwierig. Aber mittlerweile ist er stolz auf das, was ich mache. Mein erster Auftritt, den er sah, war in Köln – mein Vater kommt immer unangemeldet, sehr afrikanisch –, vor 16 000 Leuten in der Kölnarena, da war er megastolz.» – «Willst du auch Kinder?» – «Das war für mich eigentlich noch nie ein Thema. Für mich soll ein Kind aus einer schönen Beziehung entstehen... Schauen wir mal.» (Sie war die Freundin von Hartmut Engler von der deutschen Band Pur; jetzt ist sie mit einem Basler zusammen, sie leben in Zürich und Basel.) «Deine Haltung ist wohl schwer nachvollziehbar für den afrikanischen Teil deiner Familie?» – «Kinderhaben und die [Beziehung zur] Familie gehören wahrscheinlich in Nigeria noch mehr zur Kultur als bei uns, aber meine ältere Schwester in Berlin hat auch keine Kinder.»

«Wir kennen uns seit zirka zwölf Jahren, und ich habe dich in dieser Zeit noch nie etwas Schlechtes über irgendjemanden sagen hören – ist das deine Wesensart, oder gehst du taktisch vor?» – «Das ist ein Zug von mir und auch etwas, was ich kultiviere – nicht bloss das Gute zu sehen, sondern auch alles zu verstehen. Ich bin nicht immer mit allem, was andere machen et cetera, einverstanden, logischerweise, aber ich versuche zu verstehen: Wieso? Was treibt jemanden... Und ich kritisiere schon, aber ich sage es gerne direkt; dort, wo es hingehört. Ich finde, es bringt einen selber in eine schlechte Stimmung, wenn man schlecht über andere redet.» – «Als du dich für eine Musikerlaufbahn entschieden hast, hattest du einen Plan?» – «Ich habe überhaupt keinen Plan gehabt; ich habe nicht einmal geplant, Berufsmusikerin zu werden. Musik war mein Hobby, dann habe ich ein Jahr lang eine Jazzschule in New York besucht, ich wollte weg, etwas erleben... Was ich in dem Jahr gelernt habe: Man soll sich mit dem beschäftigen, was einem Spass macht, denn es kann zu einer Aufgabe werden. Das ist mir passiert. Es fiel mir nicht leicht, es ist mit Risiko behaftet, und ich habe ein Sicherheitsbedürfnis [zuvor studierte sie Wirtschaftswissenschaften, das Studium schloss sie nicht ab]. Aber ich bin froh, dass ich diesen Weg so eingeschlagen habe.»

«Du lebst gut von deiner Musik [Gage je Auftritt ab 5000 Franken; *Schweiz am Sonntag*], aber war der Traum nicht, ein Star zu werden?» – «Ich kenne Leute, die haben ganz klar gesagt: <Ich will in Stadien spielen.> Das war nie mein Ziel. Ich wollte immer schöne Konzerte spielen, vor 1000 bis 2000 Leuten, das find' ich toll. Ich möchte Nähe, Intimität... das war immer mein Ziel.»

Ihr liebstes Restaurant: «Marcellino Pane e Vino», Forchstrasse 168, Zürich, Tel. 044 380 26 90

	1	2	3	4		5	6		7	8		9		10
	11								12			15		
14						15								
16									17					
18									19					
			20		21		22				23	24	25	
		26		27						28				
29	30		31				32		33			34		
35				36			37				38			
	39								40					41
42									43					
	44						45							

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Schweizer haben ihre eigene, Franzosen ebenso.
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Es übersteigt die vorhandene Menge. 5 Viele, wenn's in Spanien um Leute geht. 11 Nicht das Salz in der Suppe, das der Ölsäure. 12 Wer sie sucht, findet sie in Berns Altstadt. 14 Frisch ist's, oft gar kühl, dort ob Chamonix. 15 Der Abschnitt ist auch Ausschnitt. 16 Wer bei diesem Sport an Curling denkt, liegt nicht weit daneben. 17 Die Zierde mancher Tiere ziert auch manche Menschen. 18 Markenname, schweizerisch, kommunikativ. 19 Sie ist ein Er und fährt in Basel ohne Strom aber mit Wasser. 20 Ob Bauwerk oder Platz, rund muss es sein. 23 Der Mann aus dem Osten hat eine vorteilhafte, zu ihm passende Position. 27 Stadt in Anatolien, einst ein Bischofssitz (1858-1915). 28 Kurz: Junge Schweizer, die mit Gottes Segen das Gute pflegen. 29 Spricht man von Gilgamesch, dann auch davon. 32 Verstärkt durch die Wasser der Lieser eilt sie Richtung Villach. 34 Es hat wie z.B. der TAS seinen Sitz in Lausanne. 35 Entlang oder, wenn's beliebt, von oben nach unten. 37 Die Teile der Hosen trägt man auch sonst wie. 39 Damit ist die Hand zerstörerisch. 40 Was man mit Kartoffeln am besten macht. 42 Der Zuschnitt passt zu ihr, sagen Modedesigner. 43 In der Duden-Sprache ist er einer, der Böses tut. 44 Ein Dream ist es in Reimform. 45 Er beschränkt sich mit Sicherheit nie auf eine einzelne Sache.

Senkrecht — 1 Überzogene Geschwätzigkeit – kennen auch Ärzte. 2 Er findet immer wieder in seine unverformte Gestalt zurück. 3 So kann nicht einmal Anna Netrebko singen. 4 So ist er, der dauernd Aktive. 6 ARE, zum Beispiel, ist ihm untergeordnet. 7 Kommt hier beim verschnittenen Bock heraus. 8 Wer nach dem realen Grund sucht, findet ihn da. 9 Sagenhaft, der keltische König von Gwynedd. 10 Wenn Schweigen Gold ist, ist es wohl nicht mal Plastik. 13 Wo Deutsche gerne am Stammtisch sitzen. 14 Schmeckt anisartig, das gesunde Gemüse. 15 Was Taler für Deutsche, waren sie für Italiener. 19 Er, der Extremist und Hooligan. 21 Rekordverdächtig: weltweit drittgrösster Fahrzeughersteller. 22 Eine Masse von kontinentaler Grösse. 24 Wo die Prinz-von-Asturien-Preise verliehen werden. 25 Der Traum vieler Fans: auf du mit diesem genialen Fussballer. 26 Der Markt, bei dem es einen grossen Geldbeutel braucht. 28 Bella Italia, gerade auch was die Küche betrifft. 30 Ein wenn auch kleiner Trumpf, wenn man in die Karten guckt. 31 Es geht das Gerücht, sie sei eine Art geheime NASA. 33 Was Utu für die Sumerer, war er im assyrischen Reich. 36 Ein Elementarwesen, wenn es nach Paracelsus geht. 38 Damit ist er ein Straftäter in Sachen luschem Handel. 41 TV: Er entstand aus der Spaltung des NWDR.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 424

	O	B	D	A	C	H	Z		I	M	O	L	A		
I	R	R	R		U	N	A	U		I	R	O	N		
S	A	O	N	A		G	E	K	N	A	T	T	E	R	
L		M	I	L	C	H	S	H	A	K	E		H	A	
E	P	O	S		H		T	O	R	R	I	A	N	I	
H					C	U	B	A		T	O	N	N	E	N
Z	I	G	A	R	R	E		S	E	N	A	T		E	
L	A	U	E		K	R	A	N		N	E	U	R		
S	A	N	F	T	H	E	I	T		O	D	I	N		
N	E	G	R	I	D		C	O	R	N	E	L	I	A	
O		E	U	N	U	C	H		A	D	R	I	O		
B	A	S	F			R		E	L	I	A		G	N	U

Waagrecht — 1 OBdach 7 IMOLA 12 IRRER 13 UNAU (auch: Eigentliches Zweifingerfaul-tier) 16 IRON (-man) 17 SAONA 18 GEKNAT-TER (in Imola fanden 1996-99 Motorrad-Ren-nen statt) 20 MILCHSHAKE 22 HA 23 EPOS 25 TORRIANI 27 CUBA (der Drink Mojito kommt von Kuba, span.: Cuba) 29 TONNEN 30 ZIGARRE 33 SENAT 34 LAUE 35 KRAN 37 NEUR (Rune) 39 SANFTHEIT 41 ODIN (auch Wodan, Wotan) 42 NEGRID 43 CORNELIA 45 EUNUCH 46 ADRIO 47 BASF 48 ELIA (auch Elija geschrieben) 49 GNU

Senkrecht — 1 ORA (it. f. Stunde) 2 BROMO 3 DENIS 4 ARAL 5 HUGH 6 ZAKHO (Stadt im Nordirak) 8 MITEINANDER 9 ORT 10 LOEHNE 11 ANRAINER 12 ISLE (engl. f. Insel) 14 NESTA 15 UNARTEN 19 AKRON (hier wurden die Anonymen Alkoholiker gegründet) 21 CHUR 24 PHILAE 26 ANTEILIG 27 CRETIN (franz. f. Depp) 28 BEKE (Nebenfluss der Lippe in Nordrhein-Westfalen) 31 GANGES 32 AUFRUF 33 SATO 36 RICHE (franz. für reich) 38 UNION 39 SNOB 40 HDUR 41 ONDA (span. f. Welle) 44 RAI (it. TV-Programm)

Lösungswort — ZERSTREUUNG



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien